Der Bazar.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 8. | Man abonniert bei allen Postanstalten und Buchhandlungen. | Berlin, 15. Februar 1897. | Vierteljährlich 2½ Mark. Monatlich erscheinen vier Nummern. | 43. Jahrg.

Zwischen den Herzen.

Novelle aus den Dolomiten von Rudolf Stratz.

3. Fortsetzung aus Nr. 6, S. 63. Nachdruck verboten.

Martha lag in wachen Träumen da. Ein Mensch, den ein jäher Schicksalsschlag lang hingestreckt hat, daß er erst allmählich wieder seine Gedanken sammelt und sich mit dumpfem Staunen fragt, was denn eigentlich mit ihm vorgegangen.

Und dann plötzlich, wie ein schmerzhafter Stich ins Herz, die Erinnerung, die Erkenntnis: „Es ist vorbei! Für immer alles vorbei!“

Und wieder ein Wandern und Schweifen der Gedanken, in dem die schöne Welt sich von neuem aufbaut, Stein auf Stein und Säule zu Säule als ein lachender Tempel des Glücks — und abermals ein erschrockenes Auffahren aus dem Traum: ein trostloser Blick auf eine Trümmerstätte, die der Hauch weniger Worte geschaffen.

Sie entzündete ein Streichholz und sah mit brennenden, thränenlosen Augen nach der Zeit. Es war halb drei Uhr morgens.

Um neun oder zehn reiste er wohl ab. Dann würden die Gäste neugierig um den Wagen stehen, der Gastwirt dienern, ihr Vater und Herr Spieß sich mit allerhand freundschaftlichen Scherzen und Redensarten an den Scheidenden drängen. Und sie selbst mußte ihm die Hand reichen und lächeln und, ohne sich mit einem Zucken der Wimpern zu verraten, zuschauen, wie ihre Hoffnung dahinrollte — weiter und weiter — die Chaussee entlang — jenem engelsschönen Geschöpf entgegen, das irgendwo in der Ferne geduldig vor dem Spiegel saß und wartete.

Nein — solch ein Abschied ging über ihre Kräfte! Sie wußte, sie würde sich verraten und zu allem andern auch noch den Spott ernten. Wie komisch, ein Mädchen an der Schwelle der Dreißig, eine alte Jungfer denkt noch an ein Lebens- und Liebesglück! Das muß man doch gleich den „Fliegenden Blättern“ melden!

Sie hatte ihm ja auch in ihrem Trotz gesagt, daß sie frühmorgens auf die Berge gehen wolle. Und dort schimmerte durch das Dunkel die weiße Nachtmütze des Fünferkofel lockend herüber.

Der Fünferkofel war ein schwerer Berg. Schon einmal hatte sie mit Archangelo unverrichteter Sache aus den Wänden des Kolosses herabsteigen müssen. Und andern war es schlimmer gegangen. Auf dem Kirchhof des Städtchens war das Grab einer Engländerin, die vor langer Zeit dort einen falschen Tritt gethan und ihren Führer mit in die Tiefe gerissen hatte, und erst im vorigen Jahr war dort ein Berliner Börsenbesucher, ein bekannter Bankier und guter Bergsteiger, von einem fallenden Stein erschlagen worden und, statt im Kupee erster Klasse, im Sarge heimwärts gefahren.

„Es wäre doch gut, auf den Fünferkofel zu gehen,“ das war ihr letzter Gedanke, während ihr die müden Augen wieder zufielen.

Aber nein — sie war ja wach! Da stand ja der alte Archangelo mitten im Zimmer und packte, schweigsam wie es seine Art war, Rucksack, Seil und Pickel, Steigeisen und Kletterschuhe zusammen. Die hagere, in verblichene Loden gehüllte Gestalt drehte ihr den Rücken zu. Sie schaute eine Weile gedankenlos hin, und plötzlich fragte sie sich: „Wie kommt denn Archangelo in mein verschlossenes Zimmer? Und wo ich im Bett liege? Habe ich ihn denn überhaupt gerufen?“

Wie gerufen, drehte sich der Bergführer um, und sie sah, daß es gar nicht Archangelo war, sondern ein knochendürrer Schatten, der sich mit raschem Schwung den Rucksack über die Joppe warf und nach der Eisaxt griff. Und dabei nickte der vertrocknete Männerkopf ihr freundlich zu, als wollte er sagen: „Die Herrschaften sitzen schon oben im Schnee und warten, die dicke, ungeschickte, alte Engländerin, wegen der ich hab' am Seil dreihundert Meter über die Wand hinunterfliegen müssen. Und der Herr Bankier aus Berlin läßt Sie schön grüßen; Sie möchten doch bald kommen!“ Damit war der gespenstige Bergführer an der Thüre, das verriegelte Schloß ging lautlos auf, sie hörte, wie seine schlürfenden Schritte draußen verhallten.

Oder nein, die Schritte kamen wieder näher — auf den Fußspitzen — leise — wie der Hausknecht ja allmorgendlich die Stiefel vor den Thüren einsammelte. Denn der Morgen graute schon. Das sah sie, als sie jetzt schweißbedeckt und verstört von dem Albdruck erwachte und jäh emporfuhr.

Es duldete sie nicht in dem Bett, in dem schwülen Zimmer. Sie wollte hinaus, auf die Berge. Während sie hastig ihr Touristenkostüm anlegte, faßte sie ihren Plan. Sie würde an dem Wirtshäuschen vorbeigehen, in dem Archangelo vor der Stadt Unterkunft genommen hatte, den Alten herausklopfen und dann mit ihm ....

Da fiel ihr ein: Es war ja Sonntag! Kein Bergführer ging heute aus, bevor er die Messe gehört — und wenn die nach neun Uhr zu Ende war, dann war es zu spät.

„Auch gut!“ dachte sie trotzig, „so gehe ich heute einmal führerlos, das ist eine Abwechselung.“ Und die Vorstellung, grade den heutigen Tag ganz allein, ganz ungestört in der Hochwelt zu verbringen, erfüllte sie mit einem leidenschaftlichen Verlangen.

Kaum daß sie sich noch die Zeit nahm, mit Bleistift auf ein Blatt Papier einige Worte zu kritzeln: „Ich mache einen Marsch in die Berge. Bin gegen Abend zurück. Martha.“ Nun noch das Cognakfläschchen und einige Tafeln Schokolade eingesteckt — das mußte ihr als Proviant für den heutigen Tag genügen — und hinaus in das stille Morgengrauen, dessen kalter Hauch sie belebend umfloß und ihre Schritte beflügelte.

* * *

Wohin ihr Weg sie eigentlich führen sollte, darüber gab sie sich

Promenadentoiletten für das Frühjahr.

Beschreibung S. 91.

selbst keine Rechenschaft. Nur fort aus dem Bereich der Menschen — das war ihr einziger Gedanke.

Erst als sie schwer atmend, immer noch in trüber Dämmerung wohl eine Stunde den steilen Bergpfad hinaufgeklommen, begann sie über das Ziel ihrer Wanderung nachzudenken. Das Ziel konnte ja nur der Fünferkofel sein. Dem strebte sie wenigstens schon die ganze Zeit zu.

Aber der Fünferkofel, der finstere Dolomit, ohne Führer? Zwei Drittel des Weges kannte sie von ihrem früheren, mißglückten Aufstieg her, und sie wußte: die Strecke, die sie begangen, bot mühsame und gefährliche Stellen genug.

Sollte sie, die noch nie eine führerlose Tour unternommen, sich wirklich allein an den grimmen Berg wagen? Ihr Herz pochte ungestüm bei dem Gedanken. Aber warum nicht? In die Hochwelt gehörte sie ja hinein! Dort war sie zu Hause. Dort war es gleich, ob man schön oder häßlich war, wenn man nur starke Muskeln besaß und tiefen Atem und schwindelfreies Auge im Kampf mit der Natur.

Das alles besaß sie. Aber wenn ihr nun doch etwas widerfuhr? Lockend und grauend umschmeichelte die rastlos aufwärts Steigende das Bild der Vernichtung. Sie hatte oft in den Fachblättern gelesen, daß der Absturz in den Bergen ein sanfter Tod sei, daß man keinerlei Schmerzen dabei verspürt, sondern rasch und wie betäubt über Schneemauern und Felsenwände in den Schoß der Ewigkeit gleitet.

Dann war ja alles gut. Ein alltägliches Gesicht weniger auf der Welt, die deren so überflüssig viele zählt.

Schon lag tief unter ihr, am Fuß eines Schuttkegels, die Kofelhütte, von der man sonst die Besteigung zu unternehmen pflegte. Heute, am Sonntagmorgen, war sie leer und fest verschlossen. Heute schliefen sich die paar Menschen unten im Thale oder auf den Almen aus, die sonst das Hochgebirge bevölkern, die Touristen und die Führer, die Jäger und die Holzhauer, die Wildheu-Mäher und die Sennen.

Ein andres Bild stieg vor ihr auf: ihr Vater! Sie sah den alten Herrn, wie er, halb stolz auf seine tollkühne, allein in die Berge pilgernde Tochter, halb voll innerlicher Angst den ganzen Vormittag an dem Hotel herumtrippelte und zwanzigmal die erloschene Cigarre mit zitteriger Hand wieder in Brand setzte, wie er dann im Lauf des Nachmittags die Uhr herauszuholen begann, öfter und immer öfter, und, immer noch auf seinem guten, alten Gesicht die Sorglosigkeit erheuchelnd, die Gasse hinabblinzelte, ob sie denn noch nicht käme. Und wie dann die Dunkelheit hereinbrach und die Nacht — und mit ihr ein unheimliches Raunen und Flüstern im Hotel, ein Wispern von einem Unglück, das sich mutmaßlich in den Bergen begeben. Und wieder am nächsten Abend ein Zusammenströmen von Menschen am Ausgang des Städtchens, wirres Laufen und Rufen, eine Gruppe von Männern, die im Gleichschritt etwas Verhülltes tragen, und dann an dem Hotel — nein — das konnte sie nicht ausdenken.

„Nein!“ sagte sie laut zu sich selbst und wandte sich, um wieder abwärts zu steigen.

Eben jetzt brach die Sonne lachend durch die dünnen, in der Luft emporflatternden und zergehenden Nebelstreifen. Ein goldiger Schein verklärte das in allen Farbentönen aufleuchtende, wildzerrissene Gestein, belebende Wärme flutete und zitterte über die Schutthalden und von dem dahinter sich auftürmenden Bergriesen sanken die letzten Hüllen. In dräuender Majestät stand er, ein zürnender Gebieter, im Herzen der Hochwelt, das schneeige Haupt scharf von dem blauen Himmel abgezeichnet, unnahbar, mit senkrechten Wänden die Berührung des Menschen von sich weisend. In dem lichten Frührot schimmerten die blendendweißen Firnrinnen und hoch oben in bläulich-grünem Spaltenglanz ein zerklüfteter Gletscher und hoben sich, dem suchenden Auge sofort erkennbar, die dunklen Risse der senkrechten Felskamine, die schmalen Streifen der grauen, ganze Bergflanken entlang laufenden Gesteinsbänder ab.

Und durch die Kamine, über die Bänder kam man hinauf auf die Spitze des trotzigen Ungetüms und jauchzte hinab in die bezwungene Welt! Ein kampflustiges Sehnen erfüllte Marthas Brust. Vor einem solchen Berge umzukehren — heute — in dieser Stimmung wilder, die Einsamkeit suchender Traurigkeit, und zurückzuwandern — nein — das war nicht möglich.

Und wenn sie es that, so kam sie jetzt im Hotel gerade zurecht, um Vultejus abfahren zu sehen!

Sie lachte zornig auf. Wie ohne ihren Willen hoben sich wieder ihre Knie und trugen sie elastisch über die letzten Schotterhänge bis zum Fuß der senkrecht als eine Riesenmauer vor ihr aufsteigenden Bergwand empor. Ein paar hundert Schritte ging sie suchend an dieser Wand entlang. Dann stand sie vor dem „Einstieg“, dem tiefeingeschnittenen Felsriß, dessen sie sich von früher her wohl entsann.

Schließlich, wenn sie auch eine Strecke weit da hinaufkletterte? Ging es, so stieg sie weiter. Wurde es zu schwierig, so kehrte sie um. Das war die einfachste Lösung des Zwiespalts.

Ein Rest blieb doch noch ungelöst, ein dumpfes, innerliches Mahnen: „Laß ab! Du spielst mit deinem Leben, ohne es dir zu gestehen!“ Allein sie schüttelte den Kopf, wie man eine lästige Fliege verscheucht, und schwang sich elastisch in die Rinne.

Zu Anfang führte der Kamin senkrecht durch die Wand hinauf, an deren Seitenplatten die Schultern Anlehnung fanden, während die wildlederbekleideten Hände vorsichtig von einem Zacken des Gesteins zum andern griffen und die Spitzen der Bergschuhe sich in die Lücken und Spalten der Kalkmauern einzwängten. Da war für einen schwindelfreien Kletterer keine Gefahr. Allerdings hatte man oben und unten nicht viel mehr als die freie, wohlig von der Sonne durchwärmte Luft. Aber die „Griffe“, die Handhaben am Felsen beim Aufwärtsklimmen waren fest und gut. Was früher da an morschem, brüchigem Gestein, dem schlimmen Feind des Alpinisten, in der Bergfurche verwitterte, das war schon längst unter den derben Fäusten der Dolomitenkraxler abgebrochen und zerbröckelt, deren genagelte Sohlen überall an den Felsplatten ihre Kratzer und Schrammen zurückgelassen hatten und damit unfehlbar die Richtung des „Weges“ angaben.

Ein paar böse Stellen hatte der Kamin freilich auch, da, wo das Gestein plötzlich ganz glatt abfiel und keinerlei Stufen oder Griffe aufwies. Da galt es, alle Turnkunst zu zeigen, die Füße so fest wie möglich an beide Seiten der Wand anzustemmen und mit den Händen aufwärts zu tasten, bis die Finger an irgend einer Kante Halt fanden und ein mühsamer Klimmzug den fast ohne Stützpunkt über dem Abgrund schwebenden Körper in die Höhe brachte.

Das war gefährlich. Sie wußte es. Aber sie empfand keinerlei Furcht. Im Gegenteil — das war ein stolzes, übermütiges Gefühl, sich einmal allein mit dem Berge zu messen, statt stets von dem Zuruf des Führers gegängelt, von seinem Seil atemraubend die Brust umschnürt, von seinem Arm mit geschäftsmäßigem Ruck über alle schwierigen Felspartien hinweggehaspelt! Nein — das Alleinsteigen war doch das Wahre! Das gab Mut und Kraft und lachende Fröhlichkeit. Und wie rasch man in die Höhe kam! Unter ihrer Fußspitze, in schwindelnder Tiefe sah sie jetzt die Schutthalde mit dem „Einstieg“ in dem grellen Morgenlicht daliegen, während sie am oberen Ende des Kamins auf einer Platte stand und, die Bergwelt ringsum mit leuchtendem Blicke messend, sich die erhitzte Stirne trocknete.

Nun ging es über das „lange Band“ weiter, ein steinernes Gesims, das wie eine von Menschenhand angefertigte, vier Fuß breite Rampe, sanft ansteigend sich an der jähen Felswand hinzog. Wenn man mit dem Fuße ab und zu den lockern Schotter vor sich in die Tiefe fegte, der den Boden bedeckte, so schritt es sich da ganz behaglich, mit einem angenehmen Grausen, dessen Reiz noch durch den dumpfen, scheinbar aus unermeßlicher Weite widerhallenden Aufschlag der über Bord geschleuderten Geröllbrocken erhöht wurde. Nur wo die Wand zur Linken über den Abgrund überzuhängen begann, da mußte man sich vorsehen und, den Oberkörper notgedrungen in die freie Luft hinausgebogen, das Gesicht dem Berghang zugekehrt, langsam, mit angehaltenem Atem dahintasten. Und dann kam noch am Ende des Bandes die „böse Platte“. Da hieß es, sich an einer jäh aufgeschichteten, steilen Steintafel von zehn Fuß Höhe, unter der ein wesenloser Abgrund dräute, derart einzukrallen und anzukleben, daß man sich schließlich fast ohne sichern Halt — „exponierte Stellung“ nennt es der Kletterjargon — zu ihrem obern Rande emporarbeiten und ihn keuchend übersteigen könnte.

Nun ging es wieder besser, einen neuen, kurzen Kamin hinauf, der oben durch einen eingerammten Felsblock versperrt war. Auch dieser Felsblock mußte mit Mühe seitlich umklommen werden, in seltsamen Windungen und Verdrehungen des Körpers, dann lud eine steil im Felsen aufsteigende, wenige Fuß hohe Rille förmlich dazu ein, sich in ihr auf die Seite zu legen und mit Anstemmen und Ausstoßen der Knie in die Höhe zu schieben. Lange dauerte die angenehme Abwechslung nicht. Die Rille brach ab, wieder wies der lange Kratzer eines für einen Augenblick ausgerutschten Nagelschuhs den Weg über ein paar schroffe Platten aufwärts und nun — ihr Herz begann doch etwas zu klopfen — nun kam ein recht unangenehmer Uebergang, ein ganz schmales, nach außen, nach der Seite des Abgrundes zu stark geneigtes Band.

Sie dachte nach, ob sie nicht doch umkehren sollte. Aber zugleich löste sie sich schon, auf einen Stein hingekauert, die Schuhriemen, streifte sich die Bergstiefel ab und hing sie an den Hefteln um den Hals. Derart glitschrige Kanten, bei denen der dahinschlürfende, sich zusammenkrallende und weiter tastende Fuß seine vollste Bewegungsfreiheit brauchte, ließen sich nur auf Strümpfen passieren. An die Felswand sich schmiegend, gewandt und lautlos wie eine Katze schlich sie hinüber und kräuselte spöttisch die Lippen, während sie sich drüben die Schuhe wieder anzog. Das sollte ihr einmal ein Mann nachmachen — diese führerlose Tour! Eine Anzahl der besten Dolomitensteiger wohl! Aber die andern — sie mußte lachen, wenn sie sich einen der bebrillten Herrn der Schöpfung hier oben, wie die Fliege an der Wand diese schwindlige Bergzinne emporkriechend, vorstellte, umstarrt von Gefahren, die nur die äußerste Gewandtheit, die kühlste Todesverachtung überwindet.

Die Frauen in ihrer Mehrzahl würden sich freilich in solcher Lage noch viel schlimmer gebärden! Die waren hier einfach verloren. Wieder lachte sie kurz auf in harter Menschenverachtung, während sie mit den Augen die Eisrinne vor sich maß, die den Boden einer in wilder Zerrissenheit zu Thale stürzenden Schlucht bekleidete. Die Rinne war nicht breit, aber steil, furchtbar steil, wohl vierzig Grad. Halbausgewaschene Stufen früherer Bergsteiger zogen sich quer über die eisblankspiegelnde Fläche dahin.

Diese Stufen erweiterte sie mit geübter Hand, fest in den ausgehauenen Tritten fußend und leise, ohne den seitlich gegen den Hang geneigten Oberkörper zu bewegen, mit dem Pickel in das Eis klirrend, daß die Splitter sprühten und sprangen. Schade, daß sie nicht einer von denen da unten sehen konnte, in dieser Stellung, in der jede unvorsichtige Muskelbewegung, jedes unwillkürliche Zucken des Fußes den Körper blitzschnell durch die Eisschlucht dahinsausen und, rechts und links anprallend, sich überschlagend, in der Tiefe zerschellen ließ, in diesem Gang auf Tod und Leben. Beim bloßen Zuschauen würde der Aermste schlottern und verzagen. Nein, sie war anders als dies schwache Volk — das empfand sie mit wiederkehrendem Stolz und Kraftgefühl, während ihre sehnigen Arme den Pickel schwangen.

Sie breitete, am andern Ende des nach der Sportsprache „glücklich traversierten Couloirs“ angelangt, die Arme aus und atmete in tiefen, durstigen Zügen die kalte Luft der Höhen. Die kühlte und heilte. Die ließ die Wunde da innen vernarben, daß sie wieder sie selbst wurde, die kühne Bergsteigerin, die sich am wohlsten allein fühlte, in einsamer Alpenpracht, Aug' in Aug' mit der unendlichen Natur, im Angesicht der Gottheit, deren Lob in feierlichem Sang aus dem Rauschen der Gletscherbäche und dem Brausen des Windes, aus dem Lawinendonner und dem Grollen stürzender Felsen tönt.

Sie war schon hoch oben auf dem Berge. Rings um sie ragten, von stechender Mittagsglut umflossen, die Dolomitentürme, ein düsteres, zackiges Gewimmel, das in der Ferne in violetten Dunstschleiern sich verlor. Wie kleine Wattebäuschchen klebten da und dort noch die letzten Morgenwolken an den verschnörkelten Zinnen. Sonst aber standen sie frei da, von dem tiefblauen Himmel überwölbt, von sattgrünen Wäldern umrauscht, von weißem Firn umhangen und geschmückt.

Und über der ganzen wolkenumzogenen, schneeig blinkenden und blutigrot flimmernden Hexenwelt ein tiefes Todesschweigen. Hier war die Ruhe, der Frieden vor den Menschen!

In solcher Stimmung hatte sie sich damals ihr Gelübde abgelegt, schon vor Jahren, als sie, nach jener furchtbaren Enttäuschung im Hochgebirge die Genesung suchte und, rasch den Anfangsmühen des Bergsports entwachsen, an einem strahlenden Sommervormittag mit ihren Führern auf der Spitze der Jungfrau stand. Die Jungfrau, die einsame, eisgepanzerte — das sollte jetzt ihre Schutzheilige für ihr ganzes Leben sein! Kalt und unnahbar wie jene wollte sie werden, ein Wesen für sich, das die andern Menschen in Frieden läßt und von ihnen nichts als die Ruhe, das Ungestörtsein begehrt.

Ob sie ihren Schwur gehalten? Kein Mensch, das fühlte sie, ist ganz aufrichtig gegen sich selbst. Sie hatte es nie gewagt, sich durch und durch zu prüfen. Denn viel, allzuviel wäre da aus seinem Schlummer wieder aufgewacht, so manche Stunde voll heimlicher Thränen, so manches bunte, verlockend winkende Traumbild, so manche neue, stumme Prüfung bis zu dieser letzten und schwersten gestern. Gottlob, auch die war nun überstanden. Und keine weitere sollte folgen. Nie mehr. Mit finsterm Blick und zusammengepreßten Lippen wiederholte sie in Gedanken ihren Eid. Sie brauchte und wollte — außer ihrem Vater — niemanden mehr auf der Welt!

* * *

Sie stärkte sich hastig mit etwas Cognak und Schokolade, dann rüstete sie sich zum Weiterklimmen. Schon vor der Eisrinne war sie damals mit dem Führer umgekehrt. Von jetzt ab ging der Weg durch unbekanntes Land und das Schlimmste, das Unverzeihliche, wie sie sich selbst gestehen mußte, das war, daß sie in der Aufregung ihren „Hochtouristen“ mit seiner genauen Beschreibung der Route vergessen hatte.

Einerlei — es mußte gehen, und in einer Stunde war sie oben auf dem Gipfel, von dem sie ein blendendweißes Eckchen bei zurückgebeugtem Kopfe hoch über sich erkennen konnte. Wie — das war freilich eine andre Frage, und ein leises Grauen ob ihrer eignen Tollkühnheit schlich ihr doch von Zeit zu Zeit ins Herz, während sie über steil abgesetzte Platten und einen kurzen Kamin aufwärts kletterte.

Aber der Trotz in ihr war stärker. Und am stärksten die zähe Willenskraft des Bergsteigers, der jede erzwungene Umkehr als eine Schmach ansieht wie der Soldat eine verlorene Schlacht. Immer hastiger arbeitete sie sich in die Höhe, als wolle sie ihren eignen Gedanken entfliehen, den verräterischen Gedanken, die immer wieder wie rasche Bergvögel sich zu Thale schwingend das Gasthaus da unten und die Menschen in ihm umkreisten — oder vielmehr den einen Menschen, der es jetzt wohl schon verlassen hatte und irgendwo auf einer fernen Landstraße dahinrollte.

Sie zwang sich, an andres zu denken. Welches Aufsehen ihre Tour machen würde — die erste führerlose Besteigung des Fünferkofel durch eine Dame! Der alte Archangelo und seine Genossen würden sie vor dem Städtchen halb mit schlecht verhehltem Aerger, halb mit Bewunderung erwarten, in die „Mitteilungen“ des Alpenvereins würde sie einen Artikel schreiben — kurz, trocken, sachlich, wie es sich für Fachleute geziemt, und darin schildern, wie sie über einige exponierte Stellen, eine bedenkliche Platte und glatte Kamine bis zur „Kanzel“, dem letzten Felsvorsprung und von da über den steilen, schneidigen Grat, die im Weg stehenden Türme umkletternd, auf die Spitze gelangt sei.

Da war schon die Kanzel, ein behagliches Steinplateau von Zimmergröße, auf dem man sonst zu rasten pflegte. Aber es trieb sie vorwärts, mit fieberhafter Ungeduld. Sie prüfte den weiteren Aufstieg und jauchzte hell auf. Es gab keine weitern Schwierigkeiten mehr! Ein paar Felsenrisse führten steil empor zu dem Kamm, und auf dem — dessen erinnerte sie sich genau aus dem Handbuch — war nichts Besonderes mehr zu bewältigen und der Weg natürlich nicht mehr zu verfehlen.

Es fragte sich nur, welchen der beiden Kamine sie betreten sollte. Sie betrachtete kampflustig die beiden Furchen und

entschied sich dann für den kürzern und steilern. Die Eisart mit einem Lederriemen um ihr Handgelenk knüpfend, stieg sie in den Felsenschlupf ein und begann zu klettern.

Schon die ersten Griffe zeigten ihr, daß sie den falschen Weg gewählt. Ueberall morsches, von Sprüngen zersetztes Gestein, das unter dem leisesten Fußdruck absprang und in kopfgroßen Stücken ihr in der Hand blieb. Kein Zweifel — hier war noch niemand durchgeklettert, der faule Fels noch nie von Menschen abgeräumt. Aber jetzt wieder umkehren? Die mühsam errungenen zehn, zwölf Fuß Höhe Preis geben? Sie war ja gleich oben und konnte dann vor aller Welt damit prunken, daß sie eine „Variante“ bei der Besteigung des Fünferkofels gefunden. Und wenn sie schließlich wieder hinabrutschte — sie warf einen zweifelnden Blick unter sich — das war nicht tief! Da war es kaum möglich, sich das Genick zu brechen.

Vorsichtig mit der Hand die verwitterten Zacken prüfend, hob sie sich empor und stieß einen ärgerlichen Ruf aus. Der ganze Steinblock, den sie erfaßt, wankte hin und her und kippte um. Sie warf sich zur Seite, um ihm freie Bahn zu lassen, und dicht an ihrem Bein vorbei kollerte die ungeschlachte Masse, von nachrieselndem Geröll gefolgt, hinab. Aber zugleich fühlte sie, wie sie selbst durch die rasche Bewegung den Halt verlor. Unter ihrem Fuß begann es zu rutschen, unter ihren Fingern brachen die Steinschnörkel wie Eiszapfen ab. Sie geriet ins Gleiten und fuhr, anfangs langsam, dann immer rascher, halb lachend, halb ärgerlich über das kleine Mißgeschick, die Rinne herunter.

Als sie unten auf dem Steingeröll saß, schaute sie eine Weile verdutzt um sich. „Gottlob, daß das an einer ungefährlichen Stelle passiert ist,“ schoß es ihr durch den Kopf, „anderswo hätte das Abenteuer böse enden können, während hier —“

Natürlich hatte sie sich nichts gethan! Bei solchem kleinen Rutscher, wie ihn jeder einmal in den Bergen erlebt! Sie empfand ja auch gar keinen Schmerz.

Höchstens am rechten Knöchel, mit dem sie unsanft zwischen zwei Blöcke geraten war.

Sie zog den Fuß heraus und zuckte zusammen. Ein jäher, heftiger Stich durchfuhr sie bei der Bewegung.

Eine Weile saß sie still und erstaunt, bis der Schmerz schwand. Dann wiederholte sie vorsichtig die Drehung des Gelenkes und hielt sofort mit einem kurzen Aechzen inne.

Sie beugte den Oberkörper vor und betastete die Stelle. Gebrochen war nichts, auch kein Blut zu sehen. Nichts weiter als ein verknarter Fuß, ein alltägliches, kleines Mißgeschick, das man nach Hause humpelnd mit guter Laune erträgt.

Nach Hause — so rasch wie möglich! Sie erhob sich und wankte über das Plateau. Ein paar ebene Schritte ging es. Aber bei der ersten etwas zerklüfteten Stelle, die eine Biegung des Fußes verlangte, machte der Schmerz jeden sichern Tritt unmöglich.

Und vor sich hatte sie die steilen Kletterstellen, die abgeschrägte Felsrampe, die Eisrinne, die „böse Platte“, das „lange Band“ — das war undenkbar, einfach undenkbar!

Sie setzte sich wieder hin. Ein leiser Schrecken durchfröstelte sie. Es war kein Zweifel mehr: Sie war hilflos! Auf die Menschen unten im Thale angewiesen, auf die sie eben noch so verächtlich hinabgeblickt!

Aber wenn diese Menschen nicht kamen — sich um sie nicht kümmerten, wie sie es ja selbst wollte und verlangte? Was dann? Ein Schluck Cognak — eine Tafel Schokolade — das war alles, was sie bei sich trug. Und das reichte gerade für den heutigen Tag. Und dann kam die Nacht, die eiskalte Nacht mit ihrem stöhnenden Sturm und den Schrecken der Finsternis, und es mochte die Sonne schon hoch am Himmel stehen, ehe die erste morgige Bergsteigerpartie sie hier fand.

Denn die Alpinisten saßen ja jetzt noch alle gemächlich in dem Städtchen unten beim Mittagsmahl. Und ein paar Stunden ruhten sie dann wohl noch, ehe sie den Weg zur Schutzhütte hinaufschlenderten. Aber freilich — ihre Züge belebten sich — von dort mußten sie ja dann bei klarem Wetter ihr Notsignal bemerken und ihr zu Hilfe eilen!

Bei klarem Wetter! Sie schaute umher. In schwülem Sonnenschein lag der Alpenkranz voll friedlicher Pracht, und über ihrem Haupte zog eine einzelne weißgeballte Sommerwolke sanft dahin. Sonst war nichts an dem strahlend blauen Himmel zu sehen als ein einziger, ganz unwahrscheinlicher dunkler Fetzen, ein kleines, rauchschwarzes Klümpchen, das hastig wie eine in der Mittagshelle verirrte Fledermaus heranschwamm.

Sie sah es, und zum erstenmal umkrallte wie mit eiskalten Klauen die Todesangst ihr Herz. Sie kannte den Sturmvogel zu gut, der da dicht über den Bergspitzen dahinsegelte. Das war der Vorbote eines Gewitters, dessen halblautes Murren schon undeutlich aus der Ferne klang.

Mit dem Gewitter kamen die Wolken. Die Wolken legten sich um den Berg. Die Besucher der Hütte konnten ihr Notsignal nicht erkennen.

Oder nein — sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus — die Hütte erhielt überhaupt keinen Besuch! Bei drohendem Sturm und Regen blieb ja alles im Thal!

Und ist einmal schlechtes Wetter in den Bergen, dann kann es leicht eine Woche und länger dauern, eine entsetzliche Woche, in der der Fünferkofel höhnisch in seinen Nebelpelz gewickelt dasteht und sein hilfloses Opfer bewacht.

Sie wollte aufspringen — dem fürchterlichen Berg entfliehen. Vergeblich. Der Fuß verweigerte den Dienst. Sie war gefangen!

(Fortsetzung folgt.)

Aug' und Hand.

Nachdruck verboten.

Schöne Augen, schöne Hände,
Wie entzückt ihr doch mein Herz.
Augen, tief hinein zu blicken,
Hände, weich und warm zu drücken —
Schöne Augen, schöne Hände,
Wie entzückt ihr Sinn und Herz!

Schöne Augen, ihr lügt nimmer,
Rein und echt ist eure Glut.
Trösten könnt ihr sanft und heilen;
Gram und Schmerz muß scheu enteilen,
Schöne, tiefe, braune Augen,
Wenn ihr leuchtet lieb und gut.

Schöne Hände, ihr könnt streicheln,
Und ihr kost und streichelt gern.
Ja, ich muß euch heilig halten,
Glättet ihr der Stirne Falten;
Schöne, weiche, liebe Hände
Halten jeden Schatten fern.

Schöne Augen, schöne Hände,
All mein Glück seid ihr allein.
Sterb' ich, will ich aus den Augen
Letzten Himmelsabglanz saugen,
Und an euch, ihr lieben Hände,
Geh' ich in den Himmel ein!

Richard Zoozmann.

Die soziale Hilfsthätigkeit der Frauen.

Von Richard Wulckow.

Nachdruck verboten.

Wer nur ein wenig auf die Zeichen der Zeit achtet, wird sich der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß das große und schöne Wort von der „Versöhnung der sozialen Gegensätze“ immer mehr Wirklichkeit und greifbare Gestalt gewinnt. Freilich ist des Mißvergnügens und der Unzufriedenheit noch eine große Fülle, ja man könnte sagen, daß sie neuerdings größer sind als jemals; das hat seinen Grund aber nicht etwa in den thatsächlichen Notständen und Mühsalen, von denen die Enterbten heimgesucht werden, sondern in der zunehmenden Erkenntnis der vorhandenen Mängel, die in immer weitere Kreise dringt und die klaffenden Lücken und Klüfte zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten immer klarer vor das Bewußtsein führt.

Die Menge hat in unsern Tagen über das irdische Los der Menschen und über die ungleiche Verteilung der Lebensgüter nachzudenken und zu urteilen begonnen — kein Wunder, wenn das Menschenweh und die Erdennot ihr in schärferen Zügen erscheinen, die immer energischer hervortretenden Bestrebungen aber, dieser Not zu steuern und ihr den schlimmsten Stachel zu nehmen, nicht die genügende Würdigung finden.

Es ist deshalb heute mehr als je geboten, nachdrücklich hervorzuheben, daß der Bau am Wohle der Menschheit, der ihr für die Zukunft eine bessere äußere Lage und damit mehr inneren Frieden verbürgt, gerade in diesen letzten vielgeschmähten Zeiten die werkthätigsten Bauleute gefunden und eine klarere Erkenntnis über die weitere Durchführung dieses Werkes der Zukunft hervorgebracht hat. Das Bewußtsein von der Pflicht, aus dem engen Kreise des Ich herauszutreten, Wohl und Wehe der Gesamtheit ins Auge zu fassen und nach besten Kräften lindernd und helfend in die Menschennot einzugreifen, ist lebendig geworden und dringt in immer weitere Schichten. Herz und Gewissen öffnen sich, und das Ohr wird für die Klagen und Seufzer der Bedrängten auch bei denen empfindlicher, die gleichgiltig und teilnahmlos den Uebeln gegenüberstanden.

Auch der Zweifler darf nun der Hoffnung Raum geben, daß sich langsam ein heilvoller Umwandlungsprozeß vorbereitet und daß die in die Menschenseelen eingedrungenen Prinzipien wahrer und reiner Menschlichkeit einer allmählichen Verwirklichung entgegenreifen. Die Fülle von Wohlfahrtseinrichtungen und Erleichterungen, die ernsten und fruchtbaren Diskussionen über Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Volkssanatorien und andre dringende soziale Fragen, ja der charakteristische Zug der ganzen neueren Gesetzgebung, der die Not von dem erwerbsunfähigen Alter der Staatsangehörigen abwenden will, beweist uns tagtäglich, daß wir auf der rechten Bahn rüstig vorwärts schreiten. Ist erst jeder Besitzende davon durchdrungen, daß es für ihn eine Gewissenspflicht ist, überall helfend und lindernd einzutreten, wo die Not, besonders die unverschuldete, sich zeigt, dann kann die heilsame Umwandlung im Denken und Fühlen der Gesamtheit vielleicht zeitweilig noch gestört, nimmermehr aber auf die Dauer aufgehalten werden.

Es kann nicht fraglich sein, daß bei diesem allmählichen Umwandlungsprozeß, der mit einer völlig umgestalteten Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes zusammenhängen muß, der aber mit den radikalen Weltumwandlungsplänen der Sozialisten nichts zu thun hat, die Frauen den größeren und entscheidenderen Teil der Aufgabe zu lösen haben werden. Niemand zweifelt daran, daß gerade ihnen in hohem Maße der Beruf zum Helfen und Lindern innewohnt, und daß sie daher bei allen humanitären Bestrebungen der Gesellschaft die geborenen Helferinnen darstellen.

Es läßt sich recht gut vorstellen, daß Männer zumeist die Mittel und Wege für die Versöhnung und Lösung der Gegensätze des sozialen Lebens finden, daß Frauen den wesentlichsten Teil der Ausführung übernehmen werden. Soll diese Aufgabe durch selbstlosen, willensstarken Sinn, durch hingebende, vorurteilslose Liebe zum Nächsten und durch warme Begeisterullg für alle idealen Bestrebungen erfolgreich gelöst werden, so wird allerdings noch manches zur Tilgung von Vorurteil und Gleichgiltigkeit geschehen müssen, denen die heutige Erziehung nicht energisch genug entgegengewirkt hat.

Es fehlt in vielen weiblichen Kreisen an Unbefangenheit, Einfachheit, Zufriedenheit, Heiterkeit und aus dem Innern strömender Wärme, die so wohlthuend und beglückend wirkt. Der Gleichgiltigkeit oder Genußsucht wird zu nachsichtig begegnet, der sorgfältigen Herausbildung des Frauencharakters wird in Schule und Haus noch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Hier aber gerade wird der Hebel anzusetzen sein, hier wird die Erziehung ihre große Aufgabe zu lösen haben. Goethes ewiges Wort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ wird den Mädchen als Richtschnur vorzuhalten und ihnen zum lebendigen Bewußtsein zu bringen sein, daß Milde, Herzensgüte und Bescheidenheit ihre Haupttugenden, Dünkel und Hoffart ihre schlimmsten Fehler sind. Sie müssen durch eindringliches Wort und gutes Beispiel zum Denken und Arbeiten erzogen, vor jeder Frühreife in Ton, Lektüre und Urteil geschützt, kurz: sie müssen zu urteilsfähigen und arbeitsfreudigen Frauen erzogen werden. Schlichtheit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung, Offenheit, Frohsinn, Genügsamkeit, Widerwille gegen allen Schein — das sind und bleiben die köstlichen Ziele der weiblichen Erziehung.

Wenn der kindliche Frohsinn, die offene, unbefangene Art des Auftretens, die frische, ungesuchte Natürlichkeit der jungen Mädchen uns wohlthut wie warmer Frühlingssonnenschein, so ist für den wahren Menschenfreund und Menschenkenner die heute bei so vielen Mädchen übliche Art des Verhaltens überaus verstimmend. Da ist so wenig zu spüren von jenem naiv-fröhlichen Ausklingen des inneren Lebens und Webens und von jener natürlichen Unbefangenheit des Herzens, welche die mächtigste Waffe gegen allerlei Gefahr und Anfechtung, wie auch ein Zeichen innerer seelischer Kraft und Gesundheit sind.

Nur die Erziehung kann hier durchgreifenden Wandel schaffen. Die denkenden Kreise des Volkes sind darüber nicht mehr im Zweifel, daß die Unterweisung in den Grundsätzen des sittlichen Lebens, die Anleitung zur Durchbildung des persönlichen Charakters, wie sie heute von den zur Erziehung und Belehrung berufenen Faktoren des öffentlichen Lebens ausgeübt wird, entweder ganz ungenügend ist oder weder den praktischen Bedürfnissen, noch den allgemeinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen entspricht; daß die ethische Einwirkung auf Seele und Gemüt in der Erziehung viel kraftvoller hervorgehoben, kurz, daß in Zukunft mehr erzogen als unterrichtet werden muß!

Dazu ist vor allen Dingen eine größere Kenntnis dessen nötig, was das Volk glaubt und denkt; man muß mehr mit ihm leben, um praktisch auf seine Lebensinteressen eingehen zu können. Erst dann wird man daran gehen können, der Jugend ein Idealbild des sittlichen Lebens zu zeichnen, das ihr für ihre künftige Lebensführung als Muster und Merkziel dienen kann. Zu diesem Bilde werden auch einzelne Unterrichtsgegenstände, die Religionslehre, Geschichte und Litteratur sehr geeignete Hilfe liefern können, besonders dann, wenn die Lehrer und Lehrerinnen kraftvolle und seelenwarme Naturen sind, um das, was in ihnen lebt, auf die Schüler zu übertragen und diese für die Zeit zu kräftigen, wo sie selbst den Kampf mit dem Leben zu bestehen haben werden.

Auch diejenigen werden davon nicht ganz unberührt bleiben, die eine gewisse Neigung zur Unthätigkeit und zu Zerstreuungen haben. Diesem müßigen Dahinleben, dem sich heute noch so viele Mädchen nach dem Verlassen der Schule hingeben — das übliche Quentchen Klavierspielen oder Zeichnen rechne ich zum Nichtsthun — wird in den Mädchenschulen erfolgreich entgegengewirkt werden, wenn die Lehrerinnen den Wert und Segen der Arbeit betonen und auf die Tausende von Mädchen und Frauen aus allen Ständen mit Lob und Anerkennung hinweisen, die in den verschiedensten Berufen als Kindergärtnerinnen, Lehrerinnen, Pflegerinnen, Aerztinnen, Buchhalterinnen, Direktricen, Beamtinnen, Künstlerinnen u. s. w. thätig sind.

Die bekannte Phrase: „Ich habe so etwas nicht nötig!“ darf für niemanden mehr existieren, denn ein jedes Mädchen, eine jede Frau soll ihren Ueberschuß an Zeit und Kraft dem Dienste des Gemeinwohls opfern — ohne Murren und Seufzen. Hätte die Frauenbewegung nur diesen einen Satz den deutschen Frauen mit unauslöschlicher Schrift in die Seelen geschrieben, so wäre schon damit ihre volle Berechtigung zur Genüge dargethan.

Es wird nicht ohne Wirkung bleiben können, wenn seitens der Lehrerin an den Beruf der Diakonissinnen erinnert wird und an die Kraft und Seelenstärke, die sie während verheerender Seuchen den Tod nicht scheuen läßt, bei Ausgestoßenen und Siechen und Geisteskranken geduldig und liebevoll ausharrt und durch Liebes- und Friedensworte ein wenig Sonnenschein in das Leben der Gemiedenen zu bringen sucht. Wenn solche Bilder mit Wärme und innerer Anteilnahme auf der Schule ausgeführt werden, so wird sich das heranblühende Mädchen schwer der frohen Botschaft vom Segen der Arbeit im Dienste der Menschheit entziehen können, sie wird Widerwillen gegen den unfruchtbaren Müßiggang empfinden und heilsame Anregungen für das Leben mitnehmen. Damit aber werden die Mädchen zugleich auf ganz naturgemäße Weise in den Kernpunkt der Frauenfrage eingeführt, die doch in der Anschauung gipfelt, daß die Frauen nicht nur ihren Naturberuf, sondern auch einen Kulturberuf zu erfüllen haben und daß ihre bisher unbenutzt gebliebenen Kräfte nutzbar gemacht werden müssen, vorzugsweise auf dem Gebiete der Wohlfahrtseinrichtungen und der werkthätigen Menschenliebe. Aus dieser Anschauung ergiebt sich ganz von selbst die Freigabe vieler Berufsarten, die bisher den Frauen verschlossen waren und in die sie sich überraschend schnell hineingefunden haben.

Das elterliche Haus wird die in der Schule gewonnenen Grundlagen zu befestigen haben und sich nicht damit begnügen, daß die Tochter „ein wenig nach der Wirtschaft sieht“, sondern daß sie die überschüssige Kraft und Zeit in den Dienst des Gemeinwohls stellt und auf diese Weise als kleines Glied einer großen Gemeinde in Thätigkeit tritt, einer Gemeinde, die die Ausgleichung und Versöhnung der gesellschaftlichen Gegensätze auf die Fahne geschrieben hat.

Das ist zweifellos das beste und wirksamste Mittel gegen Selbstsucht und Hochmut, das schützt gegen flache Zerstreuungen und öde Zeitvergeudung. Wem das Herz aufgegangen ist in erbarmender, thatkräftiger Liebe zu den Notleidenden, der ist gefeit gegen den bloßen, blendenden Schein, gegen Genußsucht und Geringschätzung ehrlicher Arbeit, der legt gern Hand an, wo es gilt zu helfen und die Not zu

Schlittschuhsport auf dem Neuen See bei Berlin.

bannen. Erfreulicherweise zeigen sich große Körperschaften schon bereit, die Frauen in diesen Bestrebungen zu unterstützen. Ein bemerkenswertes Ereignis ist z. B., daß die städtischen Behörden in Berlin jüngst beschlossen haben, Frauen zur öffentlichen Armenpflege zuzulassen.

Bekanntlich ist ferner in Berlin vor einiger Zeit ein Kreis edler Frauen und Männer (unter dem Vorsitz der Frau Bürgermeister Kirschner) zusammengetreten, um diejenigen Frauen und Mädchen der besitzenden Stände, denen bisher ernste Lebenszwecke nicht zum rechten Bewußtsein kamen, zu opferfreudiger Arbeit im Dienste der Gesamtheit zusammenzuführen. Dieses Unternehmen ist organisiert und bereits nutzbar gemacht für die praktische Armen- und Waisenpflege, für sämtliche öffentlichen Wohlfahrts-Einrichtungen (Volksküchen, Volkskaffeehäuser, Mägdeherbergen, Kranken- und Siechenhäuser, Blindenanstalten) und für das weitverzweigte Erziehungswesen (Krippen, Mädchen- und Knabenhorte, Kinderbewahranstalten, Volkskindergärten, Haushaltungs- und Handarbeitsschulen). Die Kräfte der älteren und jüngeren Damen werden hier je nach ihrer Neigung und Befähigung in Anspruch genommen, auch wird durch volkstümliche Vorträge über wirtschaftliche, soziale und hygienische Fragen Anregung und Belehrung geboten.

In dem Aufrufe dieser edeln Menschenfreunde heißt es: „Der wirtschaftliche und kulturelle Notstand in großen Bevölkerungsschichten des Vaterlandes, die zunehmende Verbitterung innerhalb weiter Kreise des Volkes rufen auch die Frauen gebieterisch zu sozialer Hilfsthätigkeit auf. Es darf nicht länger verkannt werden, daß gerade die Frauen und Mädchen der besitzenden Stände vielfach eine schwere Mitschuld dafür trifft, jene Verbitterung durch den Mangel an Interesse und Verständnis für die Anschauungen und Empfindungen der unbemittelten Klassen, durch den Mangel jedes persönlichen Verkehrs mit diesen Volkskreisen gesteigert zu haben."

Eindringlicher und klarer können die thatsächlichen Verhältnisse nicht dargestellt werden, und daher verdient dieser aus opferfreudiger Menschenliebe hervorgegangene Schritt der Berliner Frauen überall freudige Zustimmung und Nacheiferung. Hat sich erst die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die ganz zweifellose Lücke in dem Dasein so vieler verheirateter und unverheirateter Frauen dadurch am segensreichsten geschlossen werden kann, wenn sie sich nach besten Kräften an der Arbeit im Dienste des Gemeinwohls beteiligen, wenn es unter ihnen als eine Schmach gelten wird, gleichgiltig und müßig dem Elend der Massen zuzuschauen, ohne ratend und helfend beizuspringen, dann wird der erste entscheidende Schritt zur thatsächlichen Lösung der sozialen Frage geschehen sein.

Winterfreuden.

Mit sechs Originalzeichnungen von Fritz Grotemeyer auf S. 88 u. 89.

Nachdruck verboten.

Die heutige Generation muß, um die Aufgaben unsrer Zeit zu erfüllen, von praktischerer Denkart und größerer Thatkraft sein, als dies vor fünfzig Jahren nötig war. So ist denn anstelle jenes hilfslosen, ätherischen Wesens, das von den damaligen Dichtern als das Ideal edler Weiblichkeit gepriesen wurde, die mutige, vorurteilslose und selbstbewußte Frau von heute getreten, die zur Erlangung dieser körperlichen und geistigen Energie gleich dem Manne eine Schulung und Stählung ihrer Kräfte erstrebt. Sie erkennt gleich dem Manne in einem vernünftigen, gesunden Sport das beste Stärkungsmittel für Leib und Seele und will deshalb in kräftigenden Körperübungen, in frischen und ausdauernden Bewegungen, im Ueberwinden von Schwierigkeiten und im frohen Genuß der ewig-schönen Natur hinter dem männlichen Geschlecht nicht mehr zurückbleiben. Daher die rasch zunehmende Bethätigung der Frauen an den sommerlichen Sportübungen, am Radfahren, Bergsteigen, Rudern und Segeln; daher auch ihre immer stärkere Beteiligung an allen Sportarten des Winters: am Eislauf, Schlittenfahren, Schneeschuhlaufen und Rennwolffahren, die naturgemäß in den nordischen Ländern, in Deutschland, Holland, Großbritannien, Skandinavien, Rußland und Nordamerika, am meisten in Aufnahme gekommen sind.

Im Schlittschuhsport zeigt sich die Damenwelt, die vor hundert Jahren noch gänzlich davon ausgeschlossen war, heute im allgemeinen gewandter als die Herren. Während diese, besonders in Schweden und Norwegen, im forcierten Schnelllaufen Hervorragendes leisten, wird von den Frauen mehr die Pflege des Kunstlaufes geübt, und vornehmlich in Berlin und in Wien kultiviert man diese Richtung des Eissportes mit sichtbarem Erfolg. Die Kunstläuferinnen im Wiener „Prater" und auf dem „Neuen See" im Berliner Tiergarten zeichnen sich durch die Geschicklichkeit, mit der sie formvollendete „Spuren" in die Eisfläche ritzen, sowie durch ihre große Ausdauer und ihre elegante Haltung aus. Der Kunstlauf bedingt übrigens etwas höhere Schlittschuhe mit breiteren Stahlkufen, während für den Schnelllauf die Schlittschuhe nicht höher als vier Centimeter unter der Sohle und nicht höher als viereinhalb Centimeter unter dem Absatz sein dürfen. Auch ist die innere Kante für den Schnelllauf etwas höher hinauf zu schleifen als die äußere, da die Eisläufer erfahrungsgemäß dann nicht so leicht ermüden wie bei den gleichmäßig geschliffenen Schlittschuhen.

Im Schneeschuh und im Rennwolf hat der Schlittschuh zwei mächtige Konkurrenten erhalten, die auch bei uns, namentlich unter der Landbevölkerung, bei andauerndem, reichlichem Schnee, im Gebirge wie im Flachlande jetzt immer mehr in Aufnahme kommen. Beide sind in Skandinavien entstanden und dort nicht allein für Sportzwecke, sondern für den gesamten Verkehr bei starken Schneefällen von außerordentlicher Bedeutung.

Der Schneeschuh oder Ski, den Fridtjof Nansen den „König aller Sportmittel" nennt, ist bei nur mäßiger Schneedecke auf jedem Terrain anwendbar und hat nach dem Muster der skandinavischen Heeresverwaltung neuerdings auch in der preußischen, sächsischen, bayerischen, österreichischen und ungarischen Armee Eingang gefunden. Der sogenannte Telemark-Ski hat sich für Deutschland geeigneter erwiesen als der Dal-, Lappen-, Finnen- und der kanadische Schneeschuh. Der Telemark-Ski ist, je nach dem Gewicht des Läufers, verschieden lang; je schwerer der Schneeschuhläufer, um so größer muß, um ein Einsinken in den Schnee zu verhüten, die Tragfläche sein, auf die das Körpergewicht sich verteilt. Ein Paar solcher Schneeschuhe wiegt zwei bis fünf Kilogramm, läßt sich also leicht transportieren. Die Fortbewegung, die beim Schlittschuh durch weites Ausschreiten der Füße geschieht, vollzieht sich hier durch paralleles Vorschieben der Schneeschuhe. Die durchschnittliche Geschwindigkeit beim Skilaufen beträgt in der Ebene etwa zehn Kilometer in der Stunde; bergauf etwas weniger, bergab sehr viel mehr. Hier auf der Thalfahrt im Gebirge wird auch von deutschen Skiläufern, z. B. im Harz, Thüringer Wald und Riesengebirge, schon eine außerordentliche Schnelligkeit erreicht. Ebenso Erstaunliches wird im Luftsprung geleistet, namentlich in Schweden und in Norwegen; geübte Schneeschuhläufer vermögen dort auf solchem Sprunge eine Distanz von fünfundzwanzig Metern zu nehmen.

Die Schneeschuhe müssen zäh, haltbar, glatt und leicht sein. Sie zeigen in der Mitte eine Biegung oder Krümmung nach oben, die im Moment der Belastung durch das Körpergewicht aufgehoben wird, aber wie eine Feder wirkt, die den Skiläufer vorwärtsschnellen hilft.

Die Skiläufer tragen besondere, wasserdichte Laufschuhe, die vielfach mit Filzkappen zum Schutz gegen den Schnee gearbeitet werden. Der Fuß wird nur an einer kleinen Stelle, an dem Ballen, mit dem Schneeschuh durch einen Riemen befestigt; die Ferse hebt und senkt sich beim Laufen beständig. Ein Bergstock oder ein Bambusstab dient zum Bremsen und zum Lenken. Eine besondere Kleidung ist für den Schneeschuhlauf nicht erforderlich; nur sind allzu lange und starke Ueberkleider, die an der Bewegung hindern, zu vermeiden. Skiläuferinnen tragen am besten das fußfreie Kleid der Radfahrerinnen.

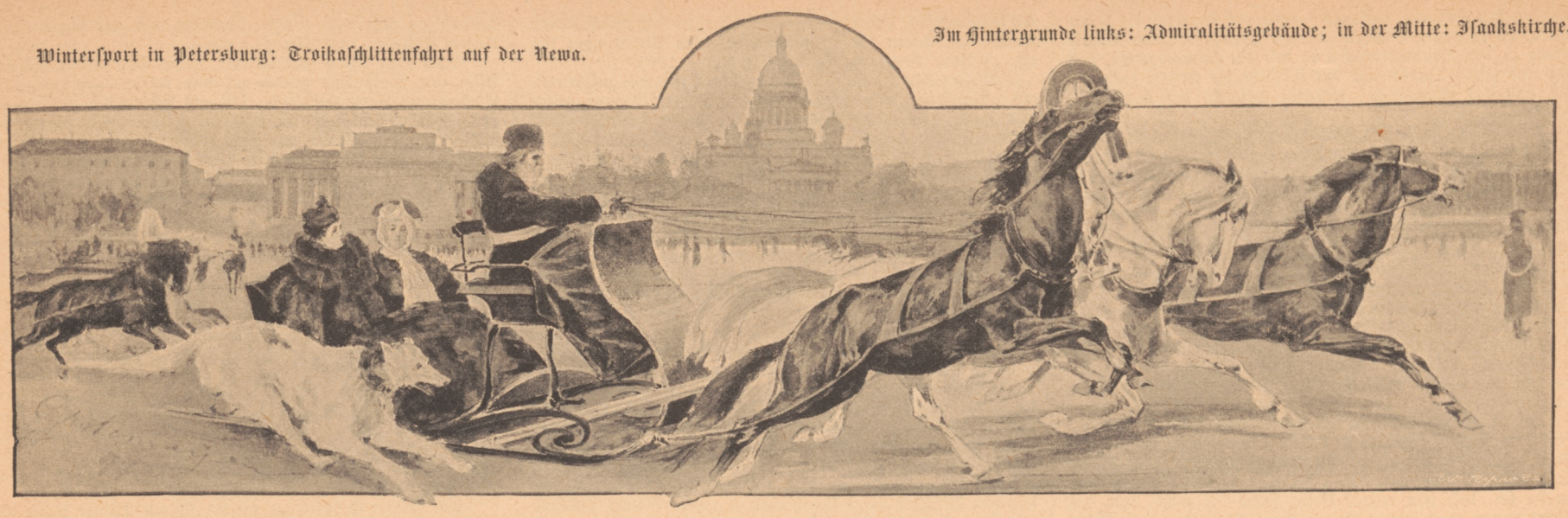
Dasselbe gilt von der Kleidung beim Rennwolffahren. Dieser be-

Skiläufer im Harz.

Hörnerschlittenfahrt im Riesengebirge.

Wintersport in Petersburg: Troikaschlittenfahrt auf der Newa.

Im Hintergrunde links: Admiralitätsgebäude; in der Mitte: Isaakskirche.



sonders bei unsrer Damenwelt jetzt in Aufschwung kommende Sport läßt sich ohne alle Vorübung und Schulung ausführen. Der Rennwolffahrer steht mit einem Fuße auf einem der hinteren Kufenenden seines Tretschlittens, hält sich mit der Hand an der Querstange und bewegt sich dadurch fort, daß er beständig mit dem andern Fuße zwischen den Kufen nach rückwärts stößt. Man kann natürlich nach Belieben den als Stütze dienenden Fuß wechseln. Den treibenden Fuß benutzt man auch als Steuer und lenkt mit der Querstange den Rennwolfschlitten nach der gewünschten Richtung. Um dem Fuße sicheres Abstoßen und Bremsen zu ermöglichen, schnallt man eigene, zweckmäßige Schlittensporen unter die Sohlen.

Die Kufen dieses Tretschlittens sind zwei bis zweieinhalb Meter lang und vermindern dadurch die Gefahr des Einbrechens auf schwächerem Eise. Die mit dem Rennwolf zu erreichende Schnelligkeit beträgt bis zwanzig Kilometer in der Stunde. Mit diesem Gefährt werden dieselben Terrainsteigungen wie mit dem Fahrrad überwunden. Man pflegt ein Schellengeläut an dem Rennwolf anzubringen und bei Nachttouren eine Signallaterne zu benutzen. Die neuesten Rennwolfschlitten sind übrigens zerlegbar, also ebenfalls sehr leicht und bequem auf der Reise zu transportieren.

Während man den Schneeschuh überall benutzen kann, wo nur eine genügende Schneedecke vorhanden ist, läßt sich der nordische Rennwolf nur da verwenden, wo der Fuß einen gewissen Widerstand findet: auf Chausseen, befahrenen Wegen, auf der Eisbahn, kurz überall, wo man Schlitten fahren kann.

Auch das Schlittenfahren ist zuerst von Bewohnern nordischer Länder, in Skandinavien und in Kanada sportmäßig ausgebildet worden. So vor allem der Rutschschlittensport, der jetzt auch bei uns, im Riesengebirge, Harz u. s. w., bereits sehr bekannt und beliebt ist. Die vorn hörnerartig emporgebogenen Schlitten werden durch Zugtiere auf die Berge geschafft, und dann saust man pfeilschnell, meist zu zweien in solchen „Hörnerschlitten", auf den Gebirgswegen thalwärts.

Die gemeinsamen Schlittenfahrten, die im Anfang des Jahrhunderts so beliebt waren, haben zum großen Teil ihren Reiz verloren. Nur in Rußland sind die Schlitten dank der originellen Bespannung und den prächtigen, malerischen Gefährten noch heute sehenswert. Die eleganten Troikaschlitten, in der Regel mit zwei Rappen und einem Schimmel bespannt, die über die spiegelglatte Eisfläche der „Bolschaja Newa" mit einer Schnelligkeit dahinsausen wie in keiner andern Großstadt, gehören mit Recht zu den Sehenswürdigkeiten Petersburgs. Das buntbewegte Leben, das sich hier an klaren Wintertagen abspielt, gewährt mit den prächtigen Gebäuden im Hintergrunde, dem Admiralitätspalast, der Isaakskathedrale, dem Synodal-, dem Senatsgebäude u. s. w. ein unvergleichliches Bild.

Ebenso interessant ist das winterliche Leben und Treiben auf den großen russischen Seen, wo der Segelschlittensport nicht minder eifrig betrieben wird als auf den schwedischen Binnenseen, in den norwegischen Fjorden, in Nordamerika und neuerdings auch bei uns in Deutschland. Zu den besonderen Winterfreuden Christianias gehören Wettfahrten in solchen Eisbootschlitten. Die mit Segeln aufgetakelten Boote ruhen vorn, wo sie breit sind, auf zwei Kufen; hinten, wo sie schmal sind, nur auf einer Kufe, die drehbar ist und als Steuer dient. Die nordischen Segelbootschlitten übertreffen bei günstigem Winde und gutem Eise selbst die eines Kurierzuges an Geschwindigkeit, und eine solche Eisbootfahrt gehört unstreitig zu den eigenartigsten und schönsten Winterfreuden.

Gustav Dahms.

Schwedische Rennwolffahrerin.

Seerosen.

Novellette von E. Elbertzhagen.

Nachdruck verboten.

Seit einigen Wochen war ich nun bereits in Edenrode, einem kleinen Orte in Thüringen. Ich hatte die schönen Frühlingstage dazu benutzt, die neue Heimat einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen, war vom frühesten Morgen bis zum späten Abend unterwegs gewesen in Wald und Feld, in Berg und Thal, und was ich da sah, machte mir das Herz und die Gedanken fröhlich.

Die winzig kleinen Häuschen in den schrägwinkeligen Straßen sahen aus, als spielten die Menschen darin „Haushaltung", wie wir es als Kinder in Bretterhäuschen thaten, und fast wollte es mir unmöglich scheinen, daß in den kleinen Stübchen mit den vielen, vielen Kinderchen Frau Sorge mit ihrer langen und umfangreichen Gestalt einen Platz finden könne. Zu den Wohnungen passend, machten die Menschen einen naiven, friedfertigen Eindruck, und wenn sie abends, von der Arbeit ausruhend, vor ihren Hausthüren saßen, dann trug das nicht den Stempel der Neugier und Schwatzhaftigkeit, sondern nur des Althergebrachten. Ihre Hauptlektüre, oder besser fast ihre einzige, war die Zeitung. Das alte Mütterchen, am offenen Fenster im großen Sorgenstuhl sitzend, die Hornbrille auf der Nase, studierte mühsam, was die Redaktion der „Dorfzeitung" für den heutigen Tag aus Nord und Süd, aus Ost und West zusammengetragen; desgleichen der Mann in blauer Bluse mit der kurzen Pfeife im Munde, der mit kritischer Miene seiner auf der Thürschwelle hockenden und mit Kartoffelschälen beschäftigten Hausfrau abgebrochen irgend eine besondre Begebenheit vorlas. Junge Burschen und Mädchen, die die Köpfe zusammengesteckt hatten, studierten andächtig und zuweilen kichernd den „Anzeigenteil", in dem außer den Familiennachrichten die Tanzvergnügen und Konzerte angekündigt waren.

Ein nahe dem Oertchen gelegener Park hatte bald meine ganze Vorliebe gewonnen; er zog sich in ziemlicher Ausdehnung einen Berg hinan, an dessen Fuß ein von mehreren Inselchen durchschnittener See sich ausbreitete. Die Ufer waren durch die mannigfaltigsten, prächtigen Baumgruppen geschmückt, die ihren kühlen Schatten auf üppigen, wohlgepflegten Rasen warfen.

An einem Spätnachmittag lenkte ich auch nach dem einzigen, mir noch unbekannten Orte, dem Friedhof, meine Schritte, und war angenehm berührt, als ich fand, daß er, in tiefem Schatten liegend, die sorgsamste Pflege genoß. Ich wandelte

Norwegischer Eisbootschlitten auf dem Christianiafjord.

zwischen den Gräbern dahin; die duftenden Blumen, die liebevollen, oft so sinnigen Worte auf den Grabsteinen, der Vogelgesang in den Bäumen schufen in mir ein Heimatsgefühl, das nur eine sanfte Trauer um das Irdische im Herzen entstehen ließ und das schmerzliche, ringende Grübeln des Verstandes sanft einschläferte.

Von einer Denkmalsinschrift aufblickend, gewahrte ich in einem Seitenwege eine Gruppe, die meine Aufmerksamkeit fesselte. Ich ließ mich auf einer Bank nieder, die durch ein Rosengebüsch zum Teil verdeckt war, sodaß ich ungesehen beobachten konnte. Vor einem kleinen, epheubewachsenen Hügel, auf dem ein blendendweißes Marmorkreuz mit goldener Schrift lag, kniete ein älterer, wohl in den fünfziger Jahren stehender Mann; in geringer Entfernung von ihm, mit ängstlicher Schüchternheit kämpfend, standen zwei kleine Mädchen Hand in Hand. Das eine hielt sein Schürzchen fest zusammen, als fürchte es, sein Inhalt könne ihm entfallen. Da richtete sich der Mann mit einer schmerzlichen Gebärde auf, und in demselben Augenblick entnahm das Kind seiner Schürze eine prächtige, voll erblühte Seerose, um sie ihm mit einem zagenden, schüchternen Lächeln darzureichen.

Einen kurzen Moment beschattete der Fremde mit der Hand die Augen, dann nahm er die Blume, legte sie auf das Grab, nickte dem Kinde zu und entfernte sich eilenden Schrittes. Das heißt, so sehr ihm Eile möglich war, denn nun erst bemerkte ich, daß sein rechtes Bein, sowie der rechte Arm gelähmt waren, was seinem Gange etwas Stoßendes und Mühsames gab. Sein Weg führte ihn an meinem Platze vorbei, sodaß ich einen Blick in sein Antlitz thun konnte. Es war ein fast unschönes Gesicht, seltsam unbewegt, als ob der Mann es der gelähmten Körperseite angepaßt habe.

Als er den Friedhof verlassen hatte, suchte ich das Grab auf und las auf dem kleinen Kreuz:

„Ellinor Lengrand, geb. d. 5. Mai 1871 zu Edenrode,
gest. daselbst d. 2. Juli 1876."

Während ich in meine Gedanken versunken dastand, hörte ich mir zur Seite ein leises Flüstern, es waren die beiden kleinen Blumenspenderinnen. Ich unterzog sie einem Verhör, denn so einfach der Vorgang gewesen war, hatte er doch mein Interesse erregt. Ich erfuhr nur wenig, der Herr sei „Monsieur Lengrand", er wohne ganz allein „im Hause am Walde" und in dem Grabe liege sein kleines Töchterchen, das schon so lange, lange tot sei, und doch weine „Monsieur" noch immer um das Kind. Die Stimme dämpfend und mit großer Feierlichkeit setzte die Kleine hinzu: „Sie ist drunten im Park im See ertrunken, und da sitzt er noch immer jeden Tag, und jeden Tag kommt er auch hierher, und viele Kinder bringen ihm schöne Blumen für das Grab."

Jawohl, es war schon lange, lange her, denn vor mehr als zwanzig Jahren hatte man dieses Grab gegraben und hineingebettet, was heute des einsamen Mannes Freude und Stolz hätte sein können.

Ich verließ den Kirchhof und begab mich in den Park, um mich auf einer Bank nahe dem See niederzulassen. Nicht lange hatte ich dort gesessen, als ich „Monsieur" kommen sah, der sich unsern von mir niederließ. Schweigend blickten wir beide auf den dunklen See, auf welchem nahe dem Ufer vollerblühte Seerosen schwammen, die leuchtenden Kelche dem Himmel zugewendet, wie in sehnsuchtsvoller Erwartung eines nahen Glückes.

Auch Kinder spielten umher, und ihre kleinen Stimmen, ihr fröhliches Lachen verhinderten melancholische Gedanken und Betrachtungen. Plötzlich näherte sich uns neugierig so eine kleine Schar, und als sie „Monsieur" erkannten, steckten sie bald die Köpfchen flüsternd zusammen. Dann flogen sie jauchzend dem Wasser zu, und nun bückte sich einer der Knaben, streckte die kleine Hand aus nach einer dieser glänzenden Wunderblumen — dann ein markerschütternder Aufschrei neben mir, und die kleine Gestalt verschwand im Wasser.

Auf den Knien lag der Mann, und stoßweise schrie er: „Retten Sie, mein Herr, um der Barmherzigkeit Gottes willen retten Sie, ich kann es nicht, ich bin gelähmt!"

Rasch, während des Laufens, entledigte ich mich meiner Oberkleider, ein Sprung, ein glücklicher Griff in die Tiefe, und ich hob den Knaben über den Wasserspiegel empor — in der Hand hielt er die leuchtende Seerose.

Hilfbereite Hände nahmen ihn in Empfang und legten das Kind in den Rasen zu Monsieurs Füßen nieder. Mit ängstlicher Hast forschte der nach dem Leben des Kleinen, und als dieser tief Atem schöpfend endlich die Augen aufschlug, entrang sich den Lippen des stillen, ernsten Mannes ein schluchzender Ton, und für einen Moment neigte er sein Antlitz auf die Brust des Kindes wie im Gebet.

Dann wendete er sich zu mir und bat mich, ihm den Knaben in seine nahegelegene Wohnung tragen zu helfen. Das Kind wurde von dort bald durch die benachrichtigten Eltern abgeholt — meinem Fortgehen aber wehrte der Mann mit dem Hinweis darauf, daß ich zuerst meinen äußeren, triefenden Menschen wieder in Ordnung bringen müsse. Er geleitete mich durch einen langen, schmalen Gang in ein großes Wohngemach. Eine alte Dienerin war damit beschäftigt, einen Theetisch zu arrangieren, was dem ohnehin behaglichen Zimmer etwas eigentümlich Trauliches gab, ganz so, als würde dieser Raum von einer feingebildeten, zartsinnigen Frau bewohnt. Ich bemerkte sogar verstreut umherliegendes Kinderspielzeug, wie es kleine Mädchen lieben.

Mit der vollendeten Höflichkeit des Franzosen lud mich der bisher so wortkarge Mann ein, an seinem Tische Platz zu nehmen, und half leicht und gewandt über die ersten Anfänge unsres Bekanntwerdens hinweg. Seine Sprache hatte einen fremdartigen Klang, doch war seine Stimme angenehm und die Art seines Sprechens lebhaft und fesselnd. Er war infolge des Vorganges im Park sichtlich erregt. Mächtige Erinnerungen schienen auf ihn einzustürmen, denn mehrmals erhob er sich plötzlich, um unruhig im Zimmer hin und her zu gehen; dabei legte er zuweilen wie liebkosend seine Hand auf eines der umherstehenden Spielzeuge, und wiederholt hob ein tiefer Seufzer seine Brust.

Zwischen Schreibtisch und Fenster stand eine Staffelei und auf dieser das lebensgroße Bild eines Kindes in blauem Kleidchen. Ein liebliches Geschöpf mit großen, ernstblickenden Augen und blondem Haar, das in krausen Löckchen auf den zierlichen Hals fiel. Die schmalen Füßchen standen kräftig und sicher auf einem dicken Smyrnateppich, und die kleinen Arme mühten sich, eine Menge ungeordneter Blumen festzuhalten, indes seitwärts eine prächtige Seerose nebst einer noch verschlossenen Knospe am Boden lag. In einer Ecke des Bildes oben las ich: „Ellinor Lengrand, zwei Jahre alt — 1873."

Wieder eine Seerose! . . . Ich schrak förmlich zusammen, als „Monsieur" mit einer dieser rätselhaften Blumen neben mir stand. Es war dieselbe, die der Knabe heute gepflückt hatte. Monsieur Lengrand hängte die Blume seitwärts über das Bild und begann dann, einem unabweisbaren Bedürfnis der Mitteilung folgend, seine Geschichte zu erzählen.

Er war in Paris geboren, hatte dort seine ganze Erziehung genossen und war glücklich genug, in einem Familienleben erwachsen zu sein, wie es in Frankreich nur noch in echten, guten Bürgerfamilien zu finden ist, so außerordentlich verschieden von den Gewohnheiten und Anschauungen jener Franzosen und Französinnen, deren schales, oberflächliches Dasein im Auslande leider für dasjenige gilt, was in Frankreich allein üblich und „chic" sei.

„Ich war der älteste Sohn meiner Eltern," fuhr er fort, „und zu der Zeit, als ich meine Studien und Kurse als junger Arzt vollendet und, bereits auf eigenen Füßen stehend, eine Praxis im Faubourg St. Germain begonnen hatte, gab es in meiner Familie noch junge Schwestern, deren Erziehung meiner Mutter ganze Zeit ausfüllte. Sie beschloß, eine deutsche Gouvernante kommen zu lassen, was in der damaligen Zeit für ein französisches Bürgerhaus immerhin eine Seltenheit war. Da ich seit dem Abschluß eines Lehrkursus in einem Wiener Hospital mit Eifer deutschen Sprachstudien oblag, fiel es mir zu, die einlaufenden Bewerbungen zu lesen und zu beantworten. Die Wahl fiel auf Frl. Ellinor von Seebeck, und an einem regnerischen Apriltage des Jahres 1869 traf die junge Deutsche ein. Die vornehme, schlanke Gestalt mit dem zierlichen, von goldblondem, krausem Haar umgebenen Köpfchen und den großen, dunkelblauen Augen, die so ernst und fast traurig aussahen, viel zu ernst für die neunzehn Jahre, welche die Dame in ihrem Briefe angegeben, machte einen tiefen Eindruck auf uns alle. Sie war so einfach und natürlich in ihrer ersten Begrüßung, daß sich sofort die mütterliche Fürsorge meiner guten Mama regte und Vater und Geschwister ihr in kleinen Freundlichkeiten bald nacheiferten. Ihr Vater war Oberst a. D., eine etwas jüngere Schwester zu Hause bei den Eltern als Pflegerin der kränkelnden Mutter, der einzige Bruder preußischer Offizier. Während wir befriedigt und glücklich dahinlebten, kam der verhängnisvolle Sommer des Jahres 1870. Die Haltung gegen die in der Stadt lebenden Deutschen wurde von Tag zu Tag drohender, die Curtoisie ihnen gegenüber immer mehr aus den Augen gesetzt, allmählich fingen die Deutschen an, die Stadt zu verlassen, und schließlich entsannen sich andre für uns, daß ja auch Ellinor von Seebeck, die inzwischen ganz die Unsrige geworden war, der verhaßten Nation angehöre. Da wurde die Kriegserklärung bekannt, und ihr auf dem Fuße folgte die Ausweisung aller Deutschen. Eine allgemeine Panik griff um sich. Ellinor hätte sich ohne weiteres den flüchtenden Familien anschließen können und müssen, aber als junges und schönes Mädchen wäre sie wohl ziemlich schutzlos gewesen. In dieser Not kam mir der Gedanke an den einzig richtigen Ausweg. Ich hatte eine kurze Unterredung mit den Eltern und stand wenige Minuten darauf mit einer Frage vor dem geliebten Mädchen, die meine und ihre Zukunft entscheiden sollte. Ganz so einfach, wie nur sie sein konnte, legte sie ihre Hände in die meinigen, und wenn von einem Opfer meinerseits überhaupt hätte die Rede sein können, dieser warm vertrauende Blick ihrer Augen wäre tausendfache Belohnung gewesen.

Ellinors Eltern willigten auf unsre ausführliche telegraphische Anfrage ein, und am folgenden Vormittag reihten wir uns der Massentrauung in einer nahegelegenen Kirche an.

Es waren sonderbare Flitterwochen, die wir verlebten! In meiner Junggesellenwohnung hatten wir uns häuslich eingerichtet, und so ungeschickt das anfangs aussehen mochte, bald war auch diese von Ellinors Zauber ganz erfüllt, und die Eltern und Geschwister staunten das trauliche Heim an.

Da drang plötzlich die Kunde von den Siegen der Deutschen zu uns, und von Stunde zu Stunde wurde der Haß gegen den Feind fanatischer, auch die Franzosen oder Französinnen angetrauten Deutschen sollten jetzt Stadt und Land binnen vierundzwanzig Stunden verlassen. Mein Vater ordnete unsre pekuniäre Lage sofort mit Umsicht und vieler Großmut, später, in ruhigen Tagen habe ich das noch weit höher geschätzt, denn er war Franzose mit Leib und Seele, und seine Opfer brachte er ruhig und fraglos, ein Beweis, wie sehr diese junge Deutsche durch ihre Eigenart die Gemüter beherrschte.

Lassen Sie mich kurz hinweggehen über die Leiden, die unser warteten, ehe wir deutsches Gebiet erreichten, meine Eigenliebe als Franzose hat damals einen furchtbaren Stoß erhalten, und bis heute habe ich es noch nicht über mich vermocht, mein Vaterland wiederzusehen.

Endlich kamen wir nach Berlin. Aber das Wiedersehen mit den Ihrigen hatte wenig von dem erhofften Glück. Der Bruder war gefallen, und vom Vater, der in der Landwehr den Feldzug mitmachte, liefen die Nachrichten oft nur spärlich ein.

Meine Frau bedurfte dringend der Schonung und Ruhe, und so suchte ich in Thüringens mildem Klima für uns einen passenden Wohnort ausfindig zu machen. Hier nun fand ich, was ich suchte, kaufte dieses Haus, richtete es in Ellinors Geschmack ein und brachte sie Mitte Dezember, wohlverwahrt gegen die Winterstürme, wie ein Vögelchen ins sichere, warme Nest.

Sie lebte hier wieder auf und war bald ganz die alte. In diesem Zimmer war es auch, wo sie mir am 5. Mai 1871 mit glückstrahlenden Augen und dem ihr eignen, holden Lächeln unser Töchterchen in die Arme legte. Anfangs ging alles gut, der Mai war warm und lieblich, und bald konnte sie stundenlang im Garten liegen, das Kindchen neben sich. Aber die vollen Kräfte wollten nicht wiederkehren, und so fragte ich einen bekannten Professor der nächsten Universität um Rat. Der nahm die Sache leicht, wies auf die tausend Aufregungen während der Kriegszeit als Ursache der Schwäche hin und meinte schließlich, unsre schöne Waldluft würde Wunder thun. Sei ich nach Ablauf des Sommers nicht zufrieden, dann solle ich meine Frau nach Italien bringen und den Winter mit ihr dort verleben.

Soviel Willenskraft die Aermste nun auch anwandte, ihr Zustand verschlechterte sich zusehends, sodaß wir wirklich unser liebes, trautes Heim verlassen und mit dem Baby und der alten Margaret an die Riviera übersiedeln mußten. Hier trat eine plötzliche, sehr schnelle Besserung ein, der alte Lebensmut kehrte zurück, meine Frau konnte sich wieder mit dem Kinde beschäftigen und nach einigen Monaten mit mir sogar einen kleinen Abstecher nach Florenz machen.

Nach San Remo zurückgekehrt, nahm Ellinor mit großem Eifer ihre Malstudien wieder auf und wurde darin auf eine merkwürdige Weise gefördert, fast als hätten die in Florenz empfangenen Eindrücke ihr Können gereift. Als es wieder Mai geworden, kehrten wir nach Hause zurück. Die meisten Abende brachten wir drunten im Park sitzend zu, und die prächtigen Seerosen entzückten Ellinor stets aufs neue. Kamen wir nach Hause, dann legte sie häufig dem Kinde eine solche Blume aufs Bettchen.

Der folgende Winter sah uns abermals in Italien, es ging ihr schlechter, und meine Hoffnungen auf ihre Genesung schwanden immer mehr. In jener traurigen Zeit malte sie das vielbewunderte Bild unsrer kleinen Ellinor, in das sie die ganze Kraft ihres Könnens gelegt hat.

Als ich eines Morgens von einem Spaziergang zurückkehrte, fand ich sie von Aerzten umgeben — ein Blutsturz hatte sie ereilt. Sie erholte sich, gerade genug, um nach Madeira übersiedeln zu können. Von da an war sie völlig klar über ihren Zustand, aber niemals habe ich ein Wort der Klage von ihren Lippen gehört. Am 20. Januar 1874 schied sie ohne Kampf, bis zum letzten Augenblick nur mit ihrer Liebe für mich und das Kind beschäftigt. Sie schläft unter Palmen und ewig blühenden Blumen im fernen Land . . .

Am dritten Geburtstage meiner kleinen Ellinor kehrte ich mit dem Kinde in die Heimat zurück. Ich nahm in unserm Hause keinerlei Veränderung vor, lebte nach unsern frühern Einrichtungen und gewöhnte mich nach und nach daran, statt auf den leisen, elastischen Schritt eines Frauenfußes, auf kleine, trippelnde Schrittchen zu lauschen. Ich begann früh mit ‚Fräulein Rosenblüts' Erziehung, das war der Name, den die Mama ihr beigelegt, und winzig klein noch, war sie mir doch schon ein guter, treuer Kamerad. Sie sah ihrer Mama sehr ähnlich.

Unsre alte Margaret sorgte mit großer Gewissenhaftigkeit für die körperliche Pflege meines Lieblings und vertrat, soweit ihr das möglich, Mutterstelle an der Kleinen. Eine unendliche Lieblichkeit zeichnete das kleine Geschöpf aus, und so war es mir nicht schwer, es ganz im Sinne seiner Mutter zu erziehen. Das Andenken an diese hatte ich von Anfang an in Kopf und Herzen meines Kindes wachgehalten und immer weiter befestigt, und so hatte es sich gewöhnt, alles in seiner Mutter Namen zu thun oder zu lassen.

Ellinors größte Freude war es deshalb, an einzelnen Gedenktagen die Gegenstände, welche die Mutter besonders benutzt, mit Blumen zu schmücken, vor allen mit ihren Lieblingen, den Seerosen. Alles in allem genommen war unser Leben miteinander sehr glücklich, und hoffnungsvoll sah ich in die Zukunft.

Der zweite Juli war der Geburtstag meiner Frau, und an dem Tage schmückten wir stets das Haus mit Blumen, ganz so wie früher, als sie noch bei uns war. Ellinor war jetzt fünf Jahre alt und ungewöhnlich selbständig. Sie faßte schon ihre kleinen Entschlüsse und führte sie auf eigne Hand aus. An diesem Tage hatte ich mich etwas früher als gewöhnlich erhoben. Ich saß am Frühstückstisch und wartete vergeblich auf das Erscheinen des Kindes, als Margaret mir mitteilte, daß die Kleine nirgends zu finden sei. Sie sei schon früh in den Garten gelaufen, sei aber nicht mehr dort.

Ich beruhigte die alte Frau und sprach die Vermutung aus, daß die Kleine fortgegangen, um Blumen zu suchen und mich damit zu überraschen. Dann machte ich mich auf den Weg, das Kind zu holen.

Ich fand sie denn im — See, eine Blume unter Blumen, das kleine Antlitz wachsbleich wie die Rosen neben ihr, mit einem starren Blick nach oben in das reine Blau des Himmels, als lächle ihr dort das Glück entgegen. Der Wind strich leise durch die Bäume, ging über das Wasser und bewegte spielend das reiche, blonde Gelock. Ich war allein drunten am See, ich stand starr und sog das Bild förmlich in mich ein; ich empfand nichts, nicht Schreck, nicht Schmerz, nur ein dumpfes Hämmern in den Schläfen ist mir erinnerlich. Dann plötzlich Menschenstimmen, gellende Hilferufe, die mich zum Bewußtsein brachten. Im nächsten Augenblick tauchte ich unter, um den kostbaren Schatz zu heben . . .

Viele, viele Tage später erwachte ich wieder zum Leben. Aber das neue Dasein spielte sich noch monatelang im dunklen Krankenzimmer ab: ein Schlaganfall hatte mich getroffen und die rechte Körperseite gelähmt. An meinem Bett saß Tag und Nacht die alte Margaret, gebeugt von der Last des Kummers, das Haar gebleicht in Sehnsucht nach dem verlornen Liebling.

Klein Ellinor schlief, und mein Geist führte ein Traumleben, aus dem ich nur ganz allmählich zum vollen Bewußtsein des Geschehenen erwachte. Aber nicht umsonst war ich einst glücklich gewesen, denn dies Erinnern war es schließlich, das mir das Knie beugte, um mein Kreuz emporzuheben."

Gas-Glühlicht.

Nachdruck verboten.

Auch die glühendste Phantasie vermag sich schwerlich das Erstaunen der ersten Erdbewohner auszumalen, denen es durch irgend einen glücklichen Zufall gelang, künstliches Feuer zu erzeugen und mit dessen Hilfe die Nacht in Tag zu wandeln; sie glaubten das Element dem Himmel geraubt zu haben und es nun der licht- und wärmespendenden Sonne gleichthun zu können.

Wir modernen Weltbürger begnügen uns aber nicht mit dem, was die ersten Erdbewohner schon als höchste Errungenschaft ansahen; wir wollen weit vernünftiger, vor allem aber weit ökonomischer handeln. Unsre Brennstoffe sind ja nicht so wohlfeil wie das Holz des Urwaldes. Ja, wir möchten es selbst noch besser machen als die Sonne, und wenn wir Licht brauchen, nicht auch Wärme erzeugen, kurzum das Brennmaterial in jedem Falle nur für den Zweck voll ausnutzen, für den es bestimmt ist.

Jahrhundertelang haben die größten Genies ergebnislos ihre Kräfte darauf verwandt, die ganze Energie der Brennstoffe, sobald es darauf ankam, zur Erzeugung von Licht ohne Wärmeentwicklung anzuwenden; es wird dies schwerlich jemals gelingen. Allerdings muß zugegeben werden, daß man in

den letzten Jahrzehnten die Wärmeentwicklung bei den verschiedensten Beleuchtungsmethoden schon auf ein Minimum beschränkt und die Erzeugung von Licht infolgedessen außerordentlich verbilligt hat.

Die Physiker haben festgestellt, daß jede Flamme, welcher Art sie auch sei, aus drei verschiedenen Teilen besteht. Der unmittelbar am Docht oder Brenner befindliche Flammenkern ist dunkel und verhältnismäßig kalt; der zweite an diesen anschließende Teil spendet starkes Licht, dank den in ihm enthaltenen, außerordentlich kleinen Kohlenstäubchen, die bis zur Weißglut erhitzt werden. Der dritte Teil umrahmt die ganze innere Flamme, spendet gar kein Licht, aber dafür eine Menge Wärme.

Hieraus erhellt, weshalb die in den Brennstoffen wie Talg, Oel, Petroleum, Leuchtgas u. s. w. enthaltene Energie nicht ganz zur Erzeugung von Licht nutzbar gemacht werden kann, sondern zum großen Teil durch Erzeugung von Wärme, die hier als unangenehmes Nebenprodukt auftritt, verloren geht. Außerdem werden bei der Verzehrung dieser Stoffe Verbrennungsgase erzeugt, die schädlich auf den menschlichen Organismus einwirken. In der Beseitigung dieser Unannehmlichkeiten und Schäden besteht heute die Aufgabe der Beleuchtungstechnik.

Wir kennen jetzt zwei Hauptsysteme der Beleuchtung, nämlich durch Gas und durch elektrisches Licht.

Vor kurzer Zeit noch herrschte unbeschränkt das Gas und verdrängte mehr und mehr Petroleum- und Kerzenlicht. Denn wenn deren Verwendung auch wenig kostspielig ist, so haben diese Brennstoffe doch so viele Unannehmlichkeiten im Gefolge, daß sie ernstlich als Konkurrenten nicht in Betracht kommen. Nur von einer Seite drohte dem Gas schon seit langer Zeit Gefahr, von der Elektrotechnik. Aber die Gasfachleute trösteten sich mit dem Gedanken, es werde noch viel Wasser ins Meer fließen, bis elektrische Lampen in solcher Vollkommenheit hergestellt würden, daß sie ein gleichmäßiges und zugleich stärkeres Licht spenden als Gas. Bis dahin, meinten sie, würde das Gas sich so billig stellen, daß sie wohl ruhig in die Zukunft schauen könnten.

Da nahm sich Edison der Sache an und erweckte diese Leute, die wohl wußten, daß mit ihm nicht zu spaßen sei, aus dem Schlafe. Nun zeigten sie endlich, daß auch auf ihrem Gebiete ein Fortschritt möglich ist; es erschienen die Siemens-Regenerativlampen, die den ersten Beweis lieferten, daß man die Lichtkraft des Gases, und zwar durch Erwärmen vor der Entzündung, bedeutend verstärken könne. Indessen arbeiteten aber auch die Elektrotechniker mit unermüdlichem Eifer, und bald sahen die Anhänger der Gasbeleuchtung, daß sie mit dem elektrischen Licht auf die Dauer nicht konkurrieren könnten, auch wenn der Preis des Gases auf die Hälfte herabgesetzt würde.

Da erschien plötzlich den Gasfachleuten ein Helfer in der Person des Dr. Auer von Welsbach. Dieser ging von dem Punkte aus, daß nur ein kleiner Teil der Gasflamme leuchte und daß der heiß brennende äußere Mantel der Flamme ganz dunkel sei. Er entschloß sich daher, die ganze Gasflamme nicht leuchtend, dafür aber heißer glühend zu machen und in diese einen Körper zu bringen, der, bis zur Weißglut erhitzt, reiches Licht spendet. Zu diesem Zweck zwingt er das Gas, vor der Entzündung sich mit Luft zu vermischen, die durch Oeffnungen unterhalb des Brenners in die Gasröhre eintritt.

Den Glühkörper stellte er aus einem Baumwollgewebe her und imprägnierte ihn mit den Nitraten von Cer, Yttrium, Didym, Lanthan und Zirkon. Dieser kuppelförmige Glühkörper, „Strumpf“ genannt, ist über den Brenner, bezw. die Flamme gestülpt und wird zunächst ausgebrannt, wobei alle Pflanzenfasern verzehrt werden und nur die Oxyde der genannten Erdmetalle zurückbleiben. Die Flamme erhitzt diesen Strumpf bis zur Weißglut und erzeugt so ein sehr angenehmes und helles Licht.

Der Auersche Glühkörper hat jedoch seine Mängel; vor allem ist er leicht zerbrechlich, sodaß er schon bei verhältnismäßig geringer Erschütterung zerfällt. Dem Uebelstande wird zum Teil dadurch begegnet, daß man ständig ein kleines Flämmchen unterhält und so die beim Anzünden entstehende Erschütterung vermeidet. Es ist also nur erforderlich, den Hahn zum Zwecke der Beleuchtung weiter aufzudrehen. Die Auerschen Lampen erfordern aber auch eine gleichmäßige Flamme, welche beständig den Strumpf berührt. Wenn der Druck in der Leitung abnimmt und infolgedessen die Flamme sich verkleinert, so werden die Glühkörper zu wenig erhitzt, und man erhält ein nur schwaches Licht. Dasselbe geschieht, wenn der Druck zu sehr zunimmt; denn dann wird auch die Flamme umfangreicher, und der Strumpf fällt in ihren kälteren Teil.

Aus diesen wie manchen andern technischen Gründen hat der Brenner schon verschiedene Konstruktionsänderungen erfahren, und es entstanden schließlich zwischen den verschiedenen Fabrikanten heftige Patentstreitigkeiten, die nicht selten vor Gericht ihren Abschluß fanden. Für das Publikum waren diese Fehden insofern von Interesse, als durch die lebhafte Konkurrenz der Glühlichtbrenner nur immer besser und billiger wurde.

Jedenfalls wird niemand dem Dr. Auer sein hohes Verdienst um die moderne Beleuchtungstechnik streitig machen können; denn er hat in dem Streben nach einer vollkommneren Ausnutzung des Gases und nach Erzielung höherer Leuchtkraft eine ganz neue, bedeutungsvolle Bahn eröffnet.

Das Gasglühlicht entwickelt bei einem stündlichen Gasverbrauch von 80 bis 100 Litern eine Leuchtkraft von 50 bis 60 Kerzen, während das gewöhnliche Gaslicht bei den üblichen Schnitt- oder Argandbrennern und bei einem Gasverbrauch von 160 bis 180 Litern in einer Stunde nur eine Leuchtkraft von 16 bis 22 Kerzen erreicht. Da indes bei einer bestimmten Gasmenge auch eine bestimmte Quantität Wärme erzeugt wird, so erhalten wir infolge des Minderverbrauchs an Gas bei Anwendung des Gasglühlichtes auch eine geringere Wärmemenge.

Aber auch in hygienischer Hinsicht bedeutet das Gasglühlicht einen bedeutsamen Fortschritt, weil infolge des bedeutenden Minderverbrauchs an Gas bedeutend weniger gesundheitsschädliche Verbrennungsprodukte erzeugt werden.

Arnold Rohde.

Promenadentoiletten für das Frühjahr.

(Hierzu Titelbild S. 85.)

Für das Frühjahr werden von der Mode vornehmlich Kostümtoiletten, d. h. Kleider mit Paletot oder Cape aus gleichem Stoff begünstigt; diesem Genre gehören auch die Toiletten auf der Titelseite unsres Blattes an, von denen die erste aus blaugrauem Tuch und dunkler getöntem Sammet gearbeitet und mit schwarzer Soutacheverschnürung ausgestattet ist. Der Rock hat ringsum oben flache, unten breit einfallende Tollfalten, zwischen denen Teile aus Sammet sichtbar werden. Die anschließende, mit Hakenschluß versehene Paletottaille mit vorn abgerundetem Mediciskragen hat einen flachen Schoß und vorn Ornamente aus Sammetapplikation mit Soutache-Umrandung. Den Kragen und den vordern Rand begrenzt ein Vorstoß aus sandfarbenem Tuch und eine schmale Soutacheverschnürung. Ueber die engen Aermel legen sich bis zum Ellenbogen breite, à soleil gebrannte Garniturteile. — Das toqueartige Hütchen ist aus blaugrauem Sammet mit losem, faltigem Kopf gearbeitet und seitlich mit einem großen Tuff rosa Blüten geschmückt. Dazu Handschuhe aus hellem, schwedischem Leder.

Das zweite Kostüm aus gelblichem covert coat und hellem changeant Seidenfutter ist auf dem Rock längs der vordern Nähte mit Stoffstreifen besteppt. An dem hinten anliegenden, vorn losen, chic wirkenden Paletot deckt eine breite, mit Knebeln und Schnurschlingen besetzte Quetschfalte den vorderen Schluß. Zu beiden Seiten der mittleren Tollfalte sind die Vorderteile in gleiche Falten geordnet, deren Ansatz die schmalen, mit Stoffstreifen besteppten Achselteile decken. Den Abschluß des Paletots bildet ein stark gerundeter, mehrfach geteilter Kragen. Die mit vertikalen, aufgesteppten Stoffstreifen verzierten Aermel haben an den Achseln leicht nach hinten fallende Puffen und sind am Handgelenk mit Schnurschlingen und Knebeln geziert. — Zu dem runden Hut mit ziemlich breiter, welliger Krempe ist goldbraunes, seidenes Phantasiegeflecht verwendet. Den Kopfrand, sowie zum Teil die Krempe garniert gelbliche Gaze mit goldbraunen Tupfen, die sich seitlich zu Schlingen gestaltet. Hinten am Kopf sind ein paar hochstehende Straußfedern angebracht. Hierzu weiße Glacéhandschuhe.

Bezugquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

Frostschäden der Haut.

Nachdruck verboten.

Der Schutz des Gesichtes und der Hände vor dem Erfrieren ist eine wichtige Obliegenheit für die Dame, die ihren Teint zu erhalten wünscht; denn ein Erfrieren der obersten Hautschicht kommt viel häufiger vor, als man glaubt, und bringt bei öfterer Wiederholung Frostbeulen hervor, die nicht allein entstellend sind, sondern auch sehr unangenehme Schmerzen durch ihren Juckreiz verursachen. Aber auch schon leichte Erfrierungen verursachen eine unangenehme Röte der Haut. Grade Damen mit zarter Haut sind in dieser Hinsicht der Tücke der Witterung am meisten ausgesetzt, und es ist wichtig, über die das Erfrieren begünstigenden Umstände genau unterrichtet zu sein, um sie vermeiden zu können, wo es angeht. Ganz irrig ist z. B. die Meinung, durch den Schleier das Gesicht vor Frost zu schützen. Im Gegenteil, das Gewebe hemmt die Ausdünstungen des Mundes, diese verdichten sich unter dem Schleier zu Reif und erhöhen dadurch die Gefahr des Erfrierens der Nase. An den Händen wird das Erfrieren durch enge Handschuhe begünstigt, da diese die Blutzirkulation hemmen; das gleiche gilt von den Schuhen Wer im Winter hinreichend weite und warme Schuhe trägt, wird kaum je von den unangenehmen Frostbeulen an Fersen, Ballen und Zehen belästigt werden.

Man glaube ja nicht, daß die Warnung vor dem Erfrieren der Haut übertrieben sei und daß Erfrierungen viel seltener und nur in kälteren Klimaten vorkommen. O nein, Frostbeulen sind nicht nur eine Krankheit des rauhen Nordens; auch im Lande, wo die Citronen blühen, sind sie wohlbekannt. Grade Personen, die der Kälte selten und nur vorübergehend ausgesetzt sind, tragen am leichtesten einen Schaden für ihren Teint davon. Besorgniserregend sind freilich nur die Erfrierungen zweiten, und gefährlich nur die des dritten Grades. Der erste Grad der Erfrierung, von dem hier allein die Rede ist, betrifft nur die Haut und die allerobersten Gewebeschichten. Erst wiederholte Erfrierungen ersten Grades erzeugen die bekannten Frostbeulen, die sich durch Erschlaffung der obersten Blutgefäße und daraus folgende dauernde Röte während der kalten Jahreszeit und darüber hinaus kennzeichnen. Zugleich verdickt sich die betreffende Hautpartie mit den darunter liegenden Geweben, weil die Blutgefäßchen eine entzündliche Flüssigkeit in die umliegenden Gewebe ausschwitzen, die dadurch teigigweich zu werden pflegen. Wiederholt sich die Erfrierung öfter, so bricht die Haut auf, fängt an zu nässen und wird leicht der Sitz schmerzhafter und schwer heilbarer Geschwüre. Bei Erfrierungen zweiten Grades erstirbt die Haut sofort vollständig und löst sich in Blasen ab, grade wie bei Verbrennungen; bei Erfrierungen dritten Grades endlich stirbt das ganze erfrorene Glied brandig ab.

Frostbeulen schmerzen am meisten, wenn die Haut warm ist, vornehmlich in der Bettwärme. Im scharfen Frost machen sie sich weniger bemerkbar, desto mehr bei naßkalter Witterung. Daher kommt es, daß mancher behauptet, in einem erfrorenen Ohr oder einer erfrorenen Ferse ein wahres Barometer zu besitzen, das jeden Witterungsumschlag durch Jucken und Brennen bemerkbar macht. Solche Leute spüren die Nachwehen des Winterfrostes dann bis in den Wonnemonat Mai hinein.

Am empfänglichsten für Frost ist, wie schon erwähnt und ganz natürlich, die weichste und zarteste Haut, vorzüglich also bei Mädchen und Frauen in jüngeren Jahren, und je sorgfältiger die Hände durch enge Handschuhe und das Gesicht durch den Schleier geschützt werden, desto größer ist die Gefahr. Mit zunehmendem Alter wird nachweislich die Disposition zu Frostbeulen geringer, ohne daß selbst in der Kosmetik sehr bewanderte Aerzte einen Grund dafür anzugeben vermöchten. Rascher Temperaturwechsel — und noch mehr, wenn dies bei feuchter Haut geschieht, wie man bei Dienstboten und Lehrlingen in Kolonialwarenhandlungen oft beobachten kann — begünstigt das Erfrieren ungemein. Im letzten Falle kommen noch die zahlreichen Risse und Schrunden nachteilig zur Geltung, die man sich an nassen Händen in der Kälte stets zuzieht.

Was soll man nun gegen Frostschäden der Haut thun? Als Vorbeugungsmittel, wie schon erwähnt: raschen Temperaturwechsel thunlichst vermeiden, kein Glied zu eng bekleiden, vielmehr sich schon vom Herbst an durch warme, zweckmäßige Kleidung schonen, aber nicht verwöhnen! Schleier sind bei Frostwetter thunlichst zu vermeiden! Hat ein Erfrieren schon stattgefunden, so wird von Freundinnen und Bekannten gewöhnlich eine Unzahl guter Hausmittel anempfohlen: heißer Tischlerleim; Bierhefe; Weißbier, zur Sirupdicke eingekocht; heißes, geriebenes Schwarzbrot; Citronensaft; Essig, mit Alaun zu einem Brei gekocht; Eichenrinde-Abkochungen; Petroleum, allein oder mit Terpentinöl gemischt, und Eisenoxyd, mit Schweinefett gekocht und mit Terpentinöl versetzt. Einige glauben, daß eins oder das andre dieser Mittel ihnen geholfen, bei andern haben sie alle das Uebel nur schlimmer gemacht. Aber auch die Aerzte gehen in der Wahl ihrer Mittel gegen Frostbeulen sehr weit auseinander, ein Zeichen, daß es ein spezifisches Mittel dafür nicht giebt, d. h. ein Mittel, welches das Uebel direkt beseitigt. Man ist nur auf die Heilung der Krankheitssymptome angewiesen. Vor allem sorgt man daher durch Anwendung von Glycerin, das man zum Bestreichen aufgesprungener Haut auch vorteilhaft mit einem Eigelb verquirlen kann, oder von einem glycerinhaltigen Toilettencrême, als welcher sich z. B. Crême Iris eignet, für die Erhaltung der Geschmeidigkeit und Unverletztheit der Oberhaut. Glycerin ist sowohl vorbeugend als auch bei beginnenden Frostschaden anzuwenden. Eine leichte, bleibende Röte, wie sie an der Nase und auf den Wangen zuweilen als nachhaltige Folge von Frost eintritt, ist durch Massage zu beseitigen; durch diese kommen die stockenden Blutmassen wieder in Bewegung.

Die besten ärztlich erprobten Heilmittel gegen größere, aber nicht aufgebrochene Frostschäden sind Jodpräparate und Kampfer. Man lasse sich daher, wenn Wunden und Risse der Haut nicht vorhanden oder durch Anwendung von Glycerinpräparaten zuvor beseitigt sind, in einer Apotheke einen Frostbalsam nach folgender Vorschrift zusammenstellen: 1 g Jodkalium, 2 g Kampfer, 2 g Glycerin, 15 g Seifenspiritus, 1 g Karbolsäure, und bepinsele damit die erfrorenen Stellen zwei- bis dreimal des Tages.

Ist aber ein Frostschaden alt und durch wiederholtes Erfrieren aufgebrochen, so darf die Wunde durch ein so scharfes Mittel nicht gereizt werden. Es ist in diesem Falle eine Tanninsalbe notwendig, die zum Gebrauch frisch zu bereiten ist und zwar nach folgender Vorschrift: 1 g Tannin oder Gerbsäure wird in 4 g warmem Wasser gelöst und mit 15 g Hebrasalbe gemischt. Diese Salbe wird mit Watte oder Scharpie aufgelegt und mindestens während der Nacht auf der Wunde gelassen. Ist diese zugeheilt, so kann der erstgenannte Frostbalsam Anwendung finden.

Dr. J. H.

Allerlei fürs Haus.

Eine einfache Teppichreinigung durch Schnee. Auf sehr einfache Weise lassen sich Teppiche reinigen — gewissermaßen waschen — aber nur im Winter. Man legt den Teppich nach dem Ausklopfen mit der oberen Seite auf eine möglichst ebene, reine, aber nicht zu frische Schneefläche und zieht ihn darauf mehreremal kräftig hin und her. Dies wiederholt man auf frischen Schneeflächen, bis diese durch den Teppich nicht mehr schmutzig werden. Man wird darauf eine kaum erwartete Auffrischung aller Farben des Teppichs, der auf diese Weise, ohne eigentlich naß zu werden, gewaschen wurde, wahrnehmen.

Ledersohlenfluid gegen Glatteis. Um dem Ausgleiten bei Glatteis vorzubeugen, bestreicht man die Schuhsohlen mit einem Fluid, das wie folgt dargestellt wird: 25 g dicken Terpentin und 100 g Kolophonium übergießt man — letzteres gehörig zerkleinert — in einer Flasche mit 25 g Benzin und 125 g Spiritus. Durch Stehenlassen an einem warmen, nicht feuergefährlichen Orte und öfteres Umschütteln löst sich das Ganze zu einer dicken Flüssigkeit, dem Ledersohlenfluid, das mit dem Schutze vor Glatteis den Vorteil verbindet, das Leder der Sohlen zu konservieren.

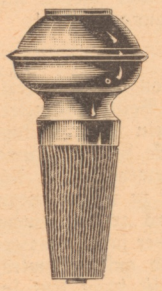
Gefrorene Fenster abzutauen. Gefrorene Fenster abzutauen ist öfters notwendig, aber nur wenige Hausfrauen kennen das sehr einfache Verfahren, welches darin besteht, mit einem spiritusgetränkten Schwamm oder Läppchen darüber zu fahren. Starker Spiritus zieht begierig Feuchtigkeit an und schmilzt deshalb schnell eine kleine Schicht des Eises auf den Glase ab. Durch Vermischen von Spiritus und Wasser wird aber wiederum ein bedeutendes Quantum Wärme erzeugt, und dieses reicht hin, eine weit größere Menge Eis aufzutauen, als es durch das Wasseranziehungsvermögen des Spiritus allein geschieht. Durch Bestreichen frisch geputzter, also trockener Scheiben mit einer Mischung von gleichen Teilen Alkohol und Glycerin lassen sich die Fenster auch eine geraume Zeit hindurch vor dem Wiederbeschlagen mit Eisblumen schützen. Mit Spiritus können auch größere Eismengen nach und nach zum Auftauen gebracht werden. Billiger aber ist es, zum Auftauen von Wasserrohren u. s. w. ungelöschten, gebrannten Kalk zu verwenden, wie wir schon im „Bazar“ 1896 Nr. 6 anrieten. Der ungelöschte Kalk wirkt in gleicher Weise, wie oben vom Alkohol beschrieben wurde, nämlich zuerst Wasser anziehend und dadurch in zweiter Linie Wärme entwickelnd.

Wildlederne Handschuhe zu waschen. Wildlederne Handschuhe, die im Winter gern getragen werden, da sie sehr warm halten und dabei elegant aussehen, kann man sehr leicht und ohne Beeinträchtigung ihres Aussehens selbst waschen. Man zieht sie über die Hand und wäscht zuerst in lauwarmem Seifenwasser unter mehrmaliger Erneuerung desselben, bis dieses nicht mehr gefärbt wird. Dann drückt man die Handschuhe auf der Hand aus und verreibt eine Kleinigkeit (einen knappen Fingerhut voll) Glycerin darauf. Nach dem Ausziehen werden sie durch Drücken von aller Feuchtigkeit befreit (nicht wringen!), aufgeblasen und an der Luft getrocknet. Hierauf werden sie nochmals über die Hand gezogen und mit einer weichen Bürste geglättet. Durch das Einreiben mit verdünntem Glycerin behalten die Handschuhe ihre Weichheit und Geschmeidigkeit, während sie ohne dies hart und brüchig werden.

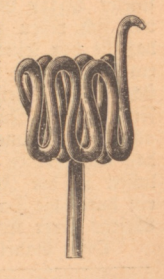
Erkennung gesundheitschädlicher Gummiwaren. Ueber Gummiwaren, welche Kinder mit dem Munde in Berührung zu bringen pflegen, wie Saughütchen, Beißringe und Spielsachen sind im Moskauer hygienischen Laboratorium sorgfältige Untersuchungen angestellt worden, deren Ergebnisse so gemeinverständlich sind, daß sie jedem Laien die Unterscheidung gesundheitschädlicher Gummiwaren von unschädlichen ohne weiteres ermöglichen. Unschädlich sind nämlich alle schwarzen Gummisachen, wenn sie auf Wasser schwimmen, sowie alle Gegenstände aus rotem oder aus rotbraunem Gummi. Alle grauen Gummisachen dagegen können gesundheitschädlich werden, wenn sie längere Zeit mit Flüssigkeiten, wie Milch oder Speichel in Berührung bleiben, da sie mehr oder weniger Zinkoxyd enthalten. Zweifellos gesundheitschädlich sind schwarze Gummigegenstände, die in Wasser untersinken, da sie Blei enthalten. Man überlasse Kindern also nur Gegenstände von rotem oder rotbraunem Gummi oder solche schwarze Gummigegenstände, welche auf Wasser schwimmen, niemals aber Gegenstände von grauem oder solche von schwarzem Gummi, die im Wasser untersinken.

Wirtschaftsplaudereien.

Flaschenkork mit Luftfilter. Der hier abgebildete, patentierte Flaschenverschluß hat den Zweck, Flaschen des verschiedenartigsten Inhalts derartig zu verschließen, daß wohl der Luft der Zutritt gestattet ist, die den Getränken schädlichen Bestandteile, nämlich Gärungserreger, Bazillen oder Pilze indes ausgeschlossen bleiben. Mithin ist es möglich, Getränke und Essenzen, wie Wein, Fruchtsäfte, Oel, Milch u. a., lange aufzubewahren, ohne daß sie den Geschmack verlieren oder gar verderben.



Auch für Konserven- und Fleischbüchsen existieren solche Verschlüsse. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Inhalt geöffneter Flaschen, von Konservenbüchsen u. dergl. nicht durch das Hineinströmen von Luft verdorben wird, vielmehr durch das Hinzutreten von schädlichen Gärungs- und Fäulniserregern, die mit der Luft in die Gefäße gelangen. Getränke halten sich sogar weit besser, wenn Luft hinzutritt, als in hermetisch verschlossenen Flaschen. In Laboratorien und Instituten hat man sich schon lange zu diesem Zweck mit einem in Desinfektionsflüssigkeit getauchten Wattepfropfen beholfen, der allerdings im Haushalt unverwendbar ist. Das in dem neuen Flaschenverschluß enthaltene Luftfilter hält nun vermöge seiner zu einem kompakten Röhrensystem verbundenen Form alle schädlichen Eindringlinge fern und ermöglicht andrerseits das Entweichen der im Innern der Gefäße sich etwa bildenden Gase. Das neue Luftfilter wird in Flaschenpfropfen in den Handel gebracht, die zum Verkorken jeder Flasche geeignet sind und infolge ihrer eleganten Form, die sich von andern Metallstöpseln nicht unterscheidet, jeder Tafel zur Zierde gereichen. Preis des neuen Pfropfens 1,35 M., bei portofreier Zusendung 1,60 M.



Bezugquelle: Magazin des kgl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin, SW. Leipzigerstr. 88.

Porträts aus den Berliner Konzertsälen.

Nachdruck verboten.

1. Sophie Jaffé.

Eigentümlich hat die Wertschätzung der Geige bei unsern Frauen zugenommen — das heißt bei denen, die aktiv mit der Musik zu thun haben, nicht bei denen, die vor schwarzgelockten Violinvirtuosen passiv in Wonne zerschmelzen. Früher gehörte es zu den Seltenheiten, daß eine Dame sich der Ausübung des Violinspiels hingab, noch seltener war es, daß sie ihre Kunst in die Oeffentlichkeit trug. Die Schwestern Milanollo machten

Lalla Wiborg.

ungeheures Aufsehen, nicht, weil sie auf der Geige so Ungewöhnliches leisteten, sondern eben weil sie Geigerinnen und nicht Geiger waren. Seitdem hat der Anblick einer violinspielenden Dame den Reiz der Seltsamkeit eingebüßt. Wir haben Künstlerinnen auf diesem Instrumente gehabt, die es mit den ersten Virtuosen aufnahmen, wie Frau Normann-Neruda, die Hans v. Bülow die „Klara Schumann der Geige“ nannte und später „Geigenfee“ taufte, als Gegensatz zur arg grassierenden „Klavierhexe“. Und der Name Geigenfee ist dann nach und nach fast jedem neu auftauchenden weiblichen Geigentalent beigelegt worden, insbesondere Teresina Tua und Arma Senkrah, von denen man jetzt garnichts mehr hört. Dann kam die jüngste Generation, die Marie Soldat, Frida Scotta, Gabriele Wietrowetz, Betty Schwabe, und jetzt bringt jeder Winter unter den Dutzenden geigender Damen mindestens eine, die Anspruch auf größere Beachtung hat.

In diesem Winter hat die junge Russin Sophie Jaffé in Berlin ganz besonderes Aufsehen erregt. Die Künstlerin ist im Jahre 1873 in Odessa geboren. Auf einer seiner Kunstfahrten kam Pablo de Sarasate dorthin, hörte die Kleine geigen und riet ihr sofort, ihre Studien energisch fortzusetzen, um sich zur Künstlerin auszubilden. Die Eltern folgten dem Rat und brachten Sophie nach Paris, wo sie auf dem Conservatoire unter Massart zwei Jahre lang mit dem größten Eifer ihrer Ausbildung oblag. Bei der Abgangsprüfung wurde Frl. Jaffé mit dem ersten Preis bedacht, eine Auszeichnung, über die seiner Zeit sämtliche Pariser Zeitungen mit höchster Anerkennung des Talentes der Prämiierten berichtet haben. Massart interessierte sich außerordentlich für die junge russische Künstlerin. Er nannte sie nicht nur seine beste Schülerin, sie sollte auch seine letzte sein — nach ihr wollte er keine mehr annehmen, und dem Entschlusse ist er treu geblieben.

Nach dem Abgang vom Conservatoire hat Frl. Jaffé viel konzertiert, zuerst in Paris, dann in ganz Frankreich, später ließ sie sich in Rußland und Rumänien hören, hatte auch in Bukarest die Ehre, vor der Königin — Carmen Sylva — zu spielen. Am 20. November vorigen Jahres trat sie zum erstenmale in Berlin ruf, und zwar mit demselben durchschlagenden Erfolg wie überall. Was sie besonders auszeichnet, ist ein großer, schöner Ton, den sie nur etwas durch ein übermäßiges Vibrato beeinträchtigt, ferner ein äußerst lebhaftes Gefühl für die Schärfe des Rhythmus, und ein kräftiges Temperament, das alles, was sie vorträgt, mit blühendem Leben füllt. Auf die weitere Entwickelung dieses schönen und starken Talentes darf man die größten Hoffnungen setzen!

2. Ossip Gabrilowitsch.

In der langen, einförmigen Reihe von Instrumentalvirtuosen, die im Lauf eines Winters an dem Berliner Konzertbesucher vorüberziehen, taucht bisweilen ein Charakterkopf auf. Für eine Weile bleiben dann die Blicke des Publikums dieser neuen, interessanten Erscheinung zugewendet, um sich gleichgiltig wieder auf einen andern Künstler zu richten, wenn jener in seiner Entwicklung nicht hält, was er bei seinem ersten Auftreten versprochen. Es scheint, daß der junge Klavierspieler Ossip Gabrilowitsch nicht so bald aufhören wird, von sich reden zu machen. Seine Technik ist schon jetzt so, daß sie vor keiner Aufgabe zurückzuschrecken braucht, sein Vortrag voll Feuer und Temperament. Seine Fehler treten diesen starken Vorzügen gegenüber kaum hervor, denn es sind die Fehler seiner Jugend, oder der Jugend überhaupt: öfter ein allzu unbekümmertes Vorwärtsstürmen, und, wenn sich's um das Ausschöpfen eines ganz tiefen Inhalts handelt, ein Nachlassen in der Intensität des Gefühls, und als Folge davon ein durch die Darstellung nicht gehobener Rest des eigentlichen Wesens einer Komposition.

Ossip Gabrilowitsch ist am 26. Januar 1878 in Petersburg als jüngster Sohn eines Rechtsanwalts geboren. Den musikliebenden Eltern konnte das große Talent des Knaben, der schon im dritten und vierten Jahr alle Volkslieder nachsang, die er hörte, nicht verborgen bleiben; sie ließen ihn deshalb vom sechsten Jahr an im Klavierspiel unterrichten. Auf Anton Rubinsteins Rat trat Ossip in das Petersburger Konservatorium ein. Unter Leitung von Tolstoff machte er außerordentliche Fortschritte, spielte schon nach anderthalbjährigem Studium ein Mozartsches Klavierkonzert mit Orchesterbegleitung und erregte durch diese Leistung die Freude Rubinsteins in so hohem Grade, daß der Meister die Studien des talentvollen Jungen immer mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte und ihn fortgesetzt mit seinem künstlerischen Rat unterstützte. Im Alter von sechzehn Jahren hatte Gabrilowitsch den Konservatoriumskurs absolviert und bestand die Abgangsprüfung glänzend. Infolgedessen wurde ihm, dem jüngsten der Prüflinge, vom Lehrerkollegium der Rubinsteinpreis zugesprochen, der in einem Konzertflügel besteht und alljährlich dem besten Abiturienten zufällt.

Damit war ein Abschnitt in der Ausbildung des jungen Künstlers erreicht, aber kein Abschluß. Um sich musikalisch noch weiter zu vervollkommnen, ging er auf zwei Jahre zu Leschetitzky, dem Lehrer so vieler bedeutender Klavierspieler, nach Wien. Aber schon während dieser Wiener Studienzeit trat er öffentlich auf, in Wien selbst, dann in Graz, und immer mit ungewöhnlichem Erfolg. Endlich kam er nach Berlin, wo er sofort allgemeines Aufsehen erregte. Er brachte hier sogar das Kunststück fertig, wirkliche und wahrhafte Einnahmen zu erzielen, sodaß sein Auftreten auch pekuniär günstige Resultate erzielte, ein Ereignis, das von Jahr zu Jahr seltener und dereinst noch zu den unglaubwürdigen Märchen zählen wird. Neben dem Klavierspiel hat Ossip Gabrilowitsch auch ernsthafte Kompositionsstudien getrieben, auf dem Petersburger Konservatorium sowohl wie in Wien bei Nawratil. Seine erste Komposition, eine Orchesterserenade, wurde schon in seinem zwölften Jahr öffentlich gespielt. Was er auf diesem Gebiet zu leisten vermag, kann erst die Zukunft lehren.

3. Lalla Wiborg.

Als die junge, norwegische Künstlerin eines Abends das Podium der Berliner Singakademie betrat, da ging ein Ah! der Bewunderung durch den Saal, denn soviel Anmut hatte man nicht oft bei einem Menschenkind gesehen. Eine schlanke, biegsame Gestalt mit einem feingeschnittenen, pikanten, von dunkelm, welligem Haar umrahmten Köpfchen, Grazie in jeder Bewegung, ein liebenswürdiges, fast schüchternes Lächeln auf dem offenen Gesicht — so erschien sie vor dem Publikum und nahm schon durch den unendlichen Liebreiz ihrer äußeren Erscheinung alle Herzen gefangen. Und als sie sich auch als tüchtige Sängerin auswies, da wollte der Beifall kein Ende nehmen. Ihre Stimme, ein dunkel gefärbter Sopran, ist nicht sehr groß, aber außerordentlich klar und von höchst sympathischem, warmem Klang — es spricht Seele aus ihr.

Dazu ist sie durch eine gründliche Schulung fähig geworden,

Sophie Jaffé.

dem Vortrag als williges Organ zu dienen. Großen Reiz hat die sichere und feine Anwendung der Kopftöne, während die Bruststimme in der Höhe bisweilen eine kleine Schärfe zeigt. Im Ausdruck gelingt der Künstlerin das Liebliche, Zarte am besten: Jensens „Murmelndes Lüftchen“ oder „Solveigs Lied“ von Grieg singt sie unübertrefflich, so, als wenn diese Stücke unmittelbar aus ihrer eignen Empfindung flössen. Auch dem Ernst steht ihr Vortrag nicht übel an; mit Aufgaben großen Stils sich abzufinden, wird sie die Zeit lehren. Vorläufig liegt die „Last“ der Jahre noch sehr leicht auf ihren Schultern.

Frl. Lalla Wiborg, eine jüngere Schwester der bekannten Opernsängerin Elise Wiborg in Stuttgart, ist als Tochter des Konsuls Wiborg in der kleinen, norwegischen Stadt Kragerö geboren und erhielt ihre künstlerische Schulung bei der trefflichen Gesanglehrerin Natalie Haenisch in Dresden. Von Dresden aus ging sie zur weiteren, insbesondere sprachlichen Ausbildung nach Italien, wo der durchaus nordische Timbre ihrer Stimme und ihr ebenso gesunder, wie feiner Vortrag allgemein bewundert wurden. Im letzten Winter sang die Künstlerin u. a. in einem Hofkonzert in Stuttgart mit vielem Erfolg. Zu einem wahren Triumphzug gestaltete sich die Tournee, die sie gemeinsam mit Sophie v. Jakimowsky, einer Pianistin aus Rubinsteins Schule, durch ganz Norwegen unternahm. Publikum und Presse überboten sich im Lob der talentvollen Künstlerinnen. Eduard Grieg, von dem Frl. Wiborg in Bergen zwei Lieder sang, dankte ihr persönlich mit warmen Worten für den ausgezeichneten Genuß. Auch brachte ihr diese norwegische Konzertfahrt eine Anzahl neuer Engagements für den nächsten Winter. Wenn Frl. Wiborg nicht aufhört, fleißig weiter zu studieren, und wenn ihr die Musen fürderhin hold sind, dann kann sie dereinst zu den Zierden des Konzertsaals gehören.

Ossip Gabrilowitsch.

Karl Krebs.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

—h. Der deutsche Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst und seine Gemahlin Fürstin Marie, geb. Prinzessin v. Sayn-Wittgenstein-Berleburg, feiern am 16. Februar ihre goldene Hochzeit. Die Fürstin hat die Krankenpflege praktisch erlernt, und ihren Bestrebungen ist die Begründung der Volksheilstätten für unbemittelte Lungenkranke am Grabowsee zu verdanken.

— Im ersten anatomischen Institut der Berliner Universität ist seit geraumer Zeit eine wissenschaftliche Hilfsarbeiterin, Frl. Klara Schneider, thätig. Sie hat eine so hervorragende Fertigkeit in der Herstellung von anatomischen Präparaten für mikroskopische Untersuchung erlangt, daß sie vom Geheimrat Prof. Waldeyer den Aerzten zur Anfertigung derartiger Arbeiten empfohlen wird.

— Kurse über Rechtsbelehrung hat die Frauengruppe des evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin unter Leitung von Frau Dr. jur. Kempin eingerichtet. Anmeldungen sind zu richten an Frl. Dyhrenfurth (W. Schillstr. 1), Frau Gnauck-Kühne (W. Wormserstr. 1), Frl. Königs (SW. Wilhelmstr. 98), Frau Lippmann (W. Kurfürstendamm 3), Frau W. Richthofen (W. Kurfürstenstr. 117), Frau Prof. Schmoller (W. Wormserstr. 13), Freifrau v. Soden (SW. Friedrichstraße 213).

— Der Vorstand des Vereins Preußischer Volksschullehrerinnen hat dem Landtag eine Petition überreicht, deren Schwerpunkt in dem Satz liegt: „Das Grundgehalt der Lehrerinnen sei dem der Lehrer gleich.“ Die Volksschullehrerinnen, deren Zahl in Preußen 10 000 beträgt, bitten, daß der Unterschied zwischen Lehrer- und Lehrerinnengehalt in die späteren Amtsjahre verlegt werde und den Lehrerinnen bei gleichem Grundgehalt nur 60 Prozent desselben als Gesamtsumme der Alterszulagen bewilligt werden mögen.

— An der Universität Breslau sind in diesem Winter 34, in Berlin 93 Damen als Zuhörerinnen zugelassen.

—n. Der Verein zur Errichtung wirtschaftlicher Frauenschulen auf dem Lande eröffnet seine erste Anstalt am 1. April 1897 in Nieder-Ofleiden bei Marburg in Hessen. Für Unterhalt und Lehre sind im ersten Jahr 1000, im zweiten 600 M. zu zahlen. Anmeldungen sind zu richten an Frl. v. Kortzfleisch (Hannover, Hildesheimerstraße 23) oder an Freifrau v. Schenck zu Schweinsberg (Nieder-Ofleiden bei Homberg a. d. Ohm).

— In Budapest wurde am 3. Oktober v. J. das erste Mädchengymnasium in Anwesenheit des Kultusministers und zahlreicher hochgestellter Persönlichkeiten und Frauen eröffnet. Die Anstalt zählt 92 Schülerinnen. — In Krakau wurde am 4. September v. J. ein Mädchengymnasium mit 28 Schülerinnen eröffnet. — In Wien und in Prag bestehen bekanntlich bereits seit einigen Jahren solche Bildungsinstitute für Frauen.

— Eine „Schule der Mütter“ soll in Mailand eröffnet werden. An den Donnerstagen und Sonntagen jeder Woche soll dort verheirateten Frauen und unverheirateten Damen, die das siebzehnte Lebensjahr überschritten haben, in folgenden Lehrgegenständen Unterricht erteilt werden: Allgemeine Gesundheitslehre, Hygiene des Kindes, Grundzüge der Erziehung und Familienrecht.

— Die französische Kammer hat einen Posten von 9900 Franken in das Budget der schönen Künste eingeschoben, um den Besuch der école des beaux arts auch den Schülerinnen zu ermöglichen.

—n. Ein Kapitänsdiplom hat die Engländerin Lady Clifford erhalten. Sie hat alle erforderlichen Prüfungen bestanden und steuert alljährlich mehrere Monate lang ihre Jacht im Mittelmeer.

— Totenschau. In Berlin starb Frau von Hofmann, geb. Kekulé, Gemahlin des früheren Staatsministers. In Yokohama (Japan) die Kaiserin-Mutter.

Abonnements

auf den „Bazar“ werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von

M. 2.50 pro Quartal

in Oesterreich-Ungarn fl. 1.50 (ohne Stempel)

angenommen. — Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die im laufenden Quartale bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit nachgeliefert.

Administration des „Bazar“.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, **ohne Beifügung eines Namens,** zu adressieren: **An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.** f

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstr. 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

Hierzu Seite 93—96.

Toilettenneuheiten.

(Hierzu Fig. 1—4.)

Die für Theater, kleine Gesellschaften u. s. w. passende Bluse in Fig. 1 zeichnet sich durch Eleganz und Kleidsamkeit aus. Sie ist aus chartreusefarbenem Atlas gearbeitet, den schwarzer, mit schmalen, bandartigen Streifen durchwebter, eng plissierter Seidentüll überdeckt, während die Aermel aus schwarz und grün gemustertem Brokatstoff gebildet sind. Ein chartreusefarbenes Sammetband, zweimal mit schwarzem Guipüreeinsatz bedeckt, legt sich über den vordern Schluß der Bluse, die von einem schwarzen Atlasgürtel umspannt wird, unter dem vorn, wo er mit großen Straßknöpfen geziert ist, als Fortsetzung der Blusenteile ein paar kurze Tüllteile hervorfallen. Ueber Brust und Schultern legen sich zwei horizontale, mit Guipüreeinsatz gezierte Sammetbänder, und seitlich fallen über den im Nacken mit Schleifen und Tüllplissés garnierten Stehkragen aus schwarzem Atlasband plissierte Tüllteile. Die unten anschließenden Aermel bilden an den Schultern, wo sie zweimal eingereiht sind, volle Puffen.

Sehr jugendlich in der Wirkung ist die Toilette in Fig. 2 aus helltaubengrauer Serge mit dunklerem Sammet und Mohairborte garniert. Den Rock umgiebt sechsmal Borte, und auch die blusenartige Taille ist vorn und hinten in gleicher Weise je viermal mit Borte besetzt. Den seitlichen Schluß der Taille deckt eine doppelte Sammetfrisur. Gürtel und Stehkragen sind gleichfalls aus Sammet gebildet; den ersten ziert seitlich am Schluß eine flotte Schleife, und über den Stehkragen fällt eine Spitzenkrause. Diese schmückt auch die Aermel, die oben auf der kurz gerafften Puffe, sowie unten mit Borte umgeben sind. — Das runde Hütchen aus schwarzem Roßhaargeflecht ist mit malvenfarbener Seide und schattierten Gloxinien garniert.

Malerisch und graziös ist die Interieurrobe in Fig. 3, zu der hellblauer, glatter und gleicher gestickter, indischer Kaschmir verwendet ist. Das in Prinzeßform gearbeitete Kleid besteht aus glattem Stoff, während der Einsatz, die Aermel und die Garnitur aus gesticktem Stoff angefertigt sind. Die Vorderteile sind in ersichtlicher Weise gekreuzt und an der linken Seite unter einem schärpenartigen Arrangement geschlossen. Eine zierliche Krause umgiebt den Stehkragen und die Aermel, die an den Schultern kurze, volle Puffen bilden.

Fig. 2.

Daß die Mode die linienartigen Besätze aus Tressen, Borten, Sammetband u. s. w. besonders begünstigt, zeigt Fig. 4; zu dieser Toilette ist blauer Merino und zum Besatz schwarzes Sammetband verwendet, das den Rock an der linken Seite, sowie unten garniert. Seitlich sind neben dem Sammetbandbesatz drei schöne Knöpfe und imitierte Knopflöcher angebracht. Die vorn schräg geschlossene, glatte Taille ist auf dem linken Vorderteil horizontal mit Sammetband benäht; dem rechten Vorderteil, der mit Knöpfen und imitierten Knopflöchern, sowie nur am Rande mit Sammetband besetzt ist, liegt ein gefalteter, reversartiger Teil auf, den gleichfalls Sammetband ziert. Ein Sammetgürtel umschließt die Taille und endet seitlich mit einer Schleife. Der hohe Stehkragen ist mit Sammetband besetzt, das sich oben zu kleinen Schlingen gestaltet. Die Aermel sind in ersichtlicher Weise mit Sammetband ausgestattet und haben oben zwei mit Band besetzte Frisuren. — Der Hut aus blauem Phantasiegeflecht ist mit gleichfarbigen Seidenbandschleifen und rosa Blüten garniert.

Bezugquellen: Paris, Mme. Brun-Cailleux, 48 rue de la Victoire: Fig. 2; Maison Coussinet, 43 rue Richer: Fig. 3 u. 4; Berlin, Herrmann Gerson: Fig. 1.

Zur gefl. Beachtung.

Von allen Mode-Abbildungen dieser Nummer liefern wir gebrauchsfertige Papier-Schnittmuster in Normalgröße und nach Maß zu **Vorzugspreisen** direkt **portofrei.**

Näheres über Schnitte nach Maß enthält unser Prospekt, den wir auf Wunsch gratis und franko versenden. — Da die Verkaufspreise nicht annähernd unsre Kosten für Herstellung, Papier und Porto decken, so können wir das Bezugrecht auf Schnittmuster **nur unsern Abonnenten** als eine Vergünstigung einräumen. Jeder Bestellung ist daher die Abonnements-Quittung beizufügen.

Redaktion des „Bazar".

Fig. 1.

Ueber Sportkleidung.

Nachdruck verboten.

Eine weniger für den Sport als für das ästhetische Empfinden wichtige Forderung ist, daß die Sportkleidung nicht nur zweckmäßig, sondern auch zierlich und kleidsam sei. Ihre Herstellung hat sich infolge dieser erhöhten Anforderungen mehr und mehr zu einer Spezialität herausgebildet, die heute in durchaus sachkundiger und geschickter Weise ausgeübt wird.

An den Reitkleidern hat sich insofern nur eine kleine Aenderung vollzogen, als sie jetzt einreihig mit kleinen Knöpfen und hoch hinaufgehend geschlossen werden. Die gut ausgearbeitete Taille tritt nur leicht über die Hüften und hat vorn eine Schneppe, hinten einen mehr oder minder langen Frackschoß. Sie ist nur mit einem Stehkragen versehen, der sich häufig vorn mit kleinen Ecken umlegt. Die Aermel sind mäßig weit und schließen nach unten hin fest an. Dem Kragen und den Aermeln heftet man schmale, weiße Streifen ein, welche die Kragen und Manschetten entbehrlich machen. Man vermeidet eben bei dem Reitkostüm alles, was sich verschieben könnte. Die Röcke sind völlig faltenlos und am Schlitz mit einer breiten Unterleiste versehen. Zum Stoff des Reitkleides, wenigstens zum Rock, wählt man möglichst schweres, gediegenes Tuch, das glatt und faltenlos herabfällt und keiner Bleieinlage bedarf. Die Taille kann aus leichterem Stoff gearbeitet sein, der jedoch in Farbe und Aussehen mit dem Rock völlig übereinstimmen muß. Niemals darf man für die Reittaille Stahlstangen, sondern nur das leichte, elastische Fischbein verwenden. Das Reitbeinkleid wird aus starkem Tricotstoff oder leichterem Tuch gefertigt.

Die Reitkorsette sind nur kurz, aus leichten, porösen Stoffen gearbeitet und vielfach auf den Hüften mit Gummieinsätzen versehen.

Als Unterkleidung wird nur das englische, zusammenhängende Hemd und Beinkleid (Kombination) verwendet. Man trägt dies Kleidungsstück aus naturfarbenem Tricotstoff mit eingesetzten Brustzwickeln, sowie in mechanischer Wollenstrickerei oder mit der Hand gestrickt aus weißer, auch wohl aus schwarzer Schottlandswolle, die ebenso elastisch wie leicht und wärmend ist. Die Reiterinnen tragen ausschließlich hohe, faltenlose Schaftstiefel aus Glanz- oder Chevreauxleder mit englischem Absatz.

Die zum Reitkostüm gehörenden vierknöpfigen Handschuhe sind in rötlich brauner Farbe und aus kräftigem Ziegenleder beliebt. Durch ein neues Gerbverfahren hat man es erreicht, diese Handschuhe jetzt ebenso, wie es mit den Wildlederhandschuhen geschieht, mit Wasser und Seife waschen zu können; ein nicht zu unterschätzender Vorteil, besonders für Damen, die auf dem Lande wohnen.

Als Kopfbedeckung werden die Jockeymütze, der kleine Cylinder mit schmalem Rand und kleiner Tülldraperie, sowie der weiche, einfache Filzhut in Herrenfaçon bevorzugt. Von Schleiern, die vom Hute herabwehen oder vor dem Gesicht getragen werden, ist man ganz abgekommen, weil sie hinderlich sind und nicht einmal schön aussehen.

Unter den Reitgerten, die durchweg sehr einfach gearbeitet sind, ist jetzt eine kleine, gerade, mit glattem Silber beschlagene Krücke besonders in Mode. Man ersetzt die Gerte auch wohl durch einen einfachen Reitstock.

Der geringe Schmuck, den die Reiterin naturgemäß anlegen kann, beschränkt sich auf ein Armband mit Uhr und eine hübsche Nadel. Selbst Ringe werden besser vermieden. Der Schmuck wird fast ausschließlich aus Tula- oder oxydiertem Silber gearbeitet und mit Sportemblemen, wie Steigbügeln, Reitgerten u. dergl. geziert. — Die Haarfrisuren müssen aus dem gleichen Grunde möglichst fest und einfach sein.

Etwas mehr Abwechselung in der Toilette steht den Damen zur Verfügung, die das „Stahlroß" besteigen. In Deutschland sind die Beinkleider allein weniger beliebt; man benutzt vielmehr allgemein den geteilten, sowie den nicht zu weiten, runden oder auch den hochzuknöpfenden Rock. Vorzugsweise arbeitet man die Radfahrkostüme aus Loden und covert-coat. Auch hier sollen flatternde Schleifen und ähnliche Dinge streng vermieden werden. Die Aermel sind nur mäßig zu bauschen, damit die Figur auf dem Rade nicht allzu breit erscheint. Man arbeitet die Kostüme mit offenen oder geschlossenen Jäckchen, mit und ohne Schoß und trägt sie mit einem farbigen Einsatz, Chemisett oder Blusenhemd.

Fig. 3.

Wenn der Farbenreichtum, den die Radfahrerin für ihre Kleidung wählen kann, auch viel größer ist als jener der Reiterin, so bevorzugt sie doch besser mehr neutrale Farben, z. B. Marineblau, Braun, Dunkelgrün, sowie die mittleren grünen und gelblichen Farben; auch darf der Stoff nur Ton in Ton, nicht buntgemustert sein.

Als Fußbekleidung dienen braune oder schwarze Schuhe und Stiefel mit gleichfarbigen Strümpfen. Bei ungünstigem Wetter werden Knopfgamaschen aus Tricotgewebe oder aus weichem Gemsleder getragen. Neu und sehr kleidsam sind hohe Stiefel mit Schnürschluß. Für helle Sommertage wird man auch gern braune Lackschuhe mit weißen Ledereinsätzen wählen.

Reichgarnierte Hüte erscheinen unzweckmäßig. Am besten sind kleine Matrosenhüte, sowie vorn leicht überfallende Schirmmützen aus Sammet oder Wollenstoff, runde Mützen und weiche Filzhüte mit kleinem Stutz für die Radfahrerin geeignet.

Auch das Korsett darf nur ganz kurz und durchlässig und soll nicht mit Stahl-, sondern nur mit Fischbeinstangen gearbeitet sein. Viele Damen tragen anstelle des Korsetts, mit bestem Erfolg, einen aus Gurtband hergestellten Geradehalter mit kräftigen Haken im Taillenabschluß, die zum Festhalten der Röcke dienen.

Zur Vervollständigung der Radlerin-Ausrüstung gehört noch ein Cape aus wasserdichtem Stoff mit anzuknöpfender Kapuze. Das Cape ist wie ein Rock geschlossen und hat auf der Brust nur einen kurzen Schlitz mit einer Unterleiste, über der es zugeknöpft wird. Es wird zusammengelegt und in einer kleinen Tasche an der Lenkstange getragen.

Für das lawn-tennis-Spiel kann das Kostüm weit leichter und graziöser gewählt werden, als für den Reit- und Radfahrsport. Weiße oder weißgrundige, mit zarten Streifen und Tupfen durchgewirkte Wollenstoffe sind am zweckmäßigsten und

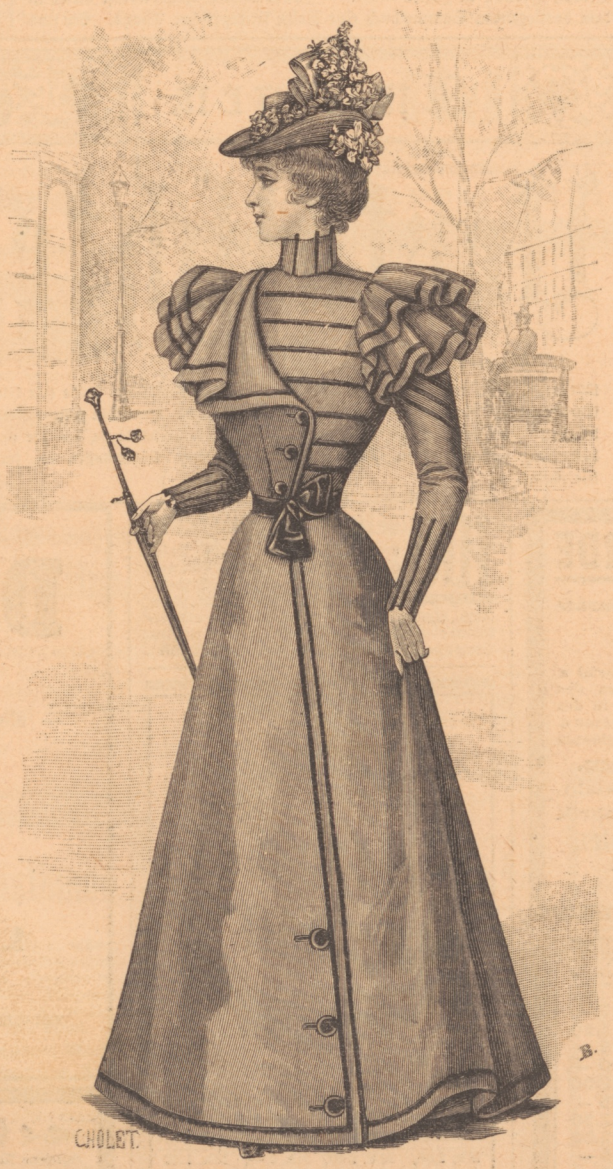


Fig. 4.

beliebtesten, doch werden auch Marineblau, Grau und die verschiedenen Beigefarben gern gewählt. Die Kleider werden hier in Blusenform mit breiten Kragen, Einsätzen und Jäckchen gearbeitet und mit Mohairborten, bordürenartigen Verschnürungen und Schrägstreifen, sowie mit schönen Perlmutterknöpfen geziert. Die Aermel sind mit kleinen Puffen, krausen Epauletten u. dergl. gearbeitet; die Taillen werden in der Regel von einem Gürtel umschlossen. Beliebt sind für das lawn-tennis-Kostüm auch weiße Ledergürtel oder solche mit aufgesteppten, farbigen Lederstreifen, die man alle in derselben Weise, wie die Handschuhe, mit Benzin reinigen kann; sie sind also bei ihrem eleganten und graziösen Aussehen durchaus praktisch.

Dasselbe gilt für die weißen Lederschuhe, die sehr distinguiert und chic aussehen. In der That erscheint ein ganz weißes oder weißbuntes Kostüm mit lichtem Besatz und hellem Ledergürtel, sowie weißen Schuhen überaus graziös und jugendlich. Die lawn-tennis-Kleider können mit langen oder mit halblangen Aermeln gearbeitet werden; für letztere ist dann der bis zum Ellenbogen reichende Handschuh durchaus erforderlich.

Vervollständigt wird das lawn-tennis-Kostüm durch einen weichen, roten oder weißen Filzhut, ein loses Mützchen oder einen schlichten Strohhut. S. v. B.

Beruf und Familie.

Nachdruck verboten.

In der Wahl des Berufes werden von Männern ungezählte Fehler begangen; viel häufiger noch kommen sie bei Frauen vor, weil hier die Zahl der in Frage kommenden Gebiete beschränkter ist. Außerdem ist ja die Notwendigkeit einer festen Berufswahl für Frauen erst seit wenigen Jahrzehnten als feststehende Thatsache von der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt worden. Viel zu klein ist noch immer die Zahl derjenigen, die auf der Höhe moderner sittlicher Erkenntnis stehen und ein- für allemal einräumen, daß völliger Müßiggang auch für die reiche Frau kein würdiges Lebensziel ist.

Andrerseits macht sich bisweilen im modernen Leben eine Strömung geltend, die herrisch und rücksichtslos die Verpflichtungen gegen das Elternhaus leugnet und die selbständige Berufsthätigkeit zum A und O des Frauenlebens erheben will. Es würde schlimm stehen um die Bestrebungen zur Verbesserung der Lage der Frauen, wenn die Nichtachtung der ersten und heiligsten Pflichten als ihre sichere Grundlage angesehen werden sollte. Der deutschen Philosophin Hedwig Bender rühmt man hingebende Treue im kleinsten gegen ihre Angehörigen nach; das Leben der Luise von François war eine einzige Kette von treuen Dienstleistungen gegen Stiefeltern und Verwandte; Mrs. Codwallader Guild, die Bildhauerin, deren Werke im Oktober v. J. bei F. Gurlitt in Berlin ausgestellt waren und bei allen Kennern Bewunderung fanden, hat die Charakterstärke und psychologische Vertiefung, die aus ihren festgeschlossenen und originellen Kompositionen spricht, aus der selbstverleugnenden Hingabe an Familienpflichten geschöpft.

Pflichterfüllung dieser Art ist also der Selbständigkeit an sich keineswegs gefährlich. Schwache Charaktere, die im häuslichen Beruf stumpf werden, dürften in der Regel auch im öffentlichen Berufs- und Erwerbsleben nur sehr schlecht fortkommen. Demgegenüber darf aber nicht vergessen werden, daß die Zahl der selbstsüchtigen Eltern unbedingt größer ist als die der zu hoch strebenden Töchter. Gewissenlos sind alle diejenigen Eltern, die ihre Töchter wie Eigentum ansehen, mit dem sie beliebig schalten und walten können. Das höchste unantastbare Eigentum der Einzelnen, auch der Tochter, sind ihre natürlichen Anlagen. Von ihrer richtigen Verwertung hängt für sie Gewissensfrieden und Lebensglück ab. Viele Eltern wollen dies aber nicht einsehen. Es fehlt besonders manchen Müttern das Gefühl dafür, daß aus ihren Kindern notwendigerweise erwachsene und selbständige Menschen werden müssen. Sie machen es sich geradezu zur Pflicht, alle selbständigen Regungen zu bekämpfen und zu hindern, daß sich die Töchter — wenn es sein kann oder muß — doch wenigstens neben der häuslichen Pflichterfüllung für einen späteren festen Beruf beizeiten vorbereiten.

In großen Städten ist freilich heute bisweilen auch schon das Umgekehrte der Fall. Die Mütter finden es unbequem, den Töchtern Unterweisung im Häuslichen zu geben. Da schickt man lieber die Siebzehnjährigen als Buchhalterinnen u. dergl. aus und überläßt es später dem Zufall, wie sie sich mit ihrer eigenen häuslichen Wirtschaft abfinden. Nicht selten trifft man außerdem Mädchen, die von vornherein mit dem eingeschüchterten Wesen in die Welt der Erwachsenen eintreten, das aus dem allgemein verbreiteten Gerede über schlechte Heiratsaussichten entspringt und manches zerstörte Lebensglück zuwege brachte. Das junge Mädchen hält sich von vornherein für ein vom Schicksal benachteiligtes Geschöpf; es träumt von der Ehe als von einem verlorenen Paradiese mit lauter anstrengungslosem Genuß, es geht vorurteilsvoll an seine Berufsarbeit und wird niemals recht gewahr, wieviel reiches Lebensglück der Alleinstehenden erblühen kann.

Charakteranlage sollte mehr als Talent den Ausschlag für die Berufswahl der Mädchen geben! Für künstlerische Thätigkeit ist Willenskraft und unabhängiger Sinn ebenso wichtig wie reiche Begabung und stark entwickelte Phantasie. Die Lehrerin kann neben der Charakterfestigkeit ein sonniges Gemütsleben und tadellose Umgangsformen nicht entbehren. Sogenannte Klugheit und Gelehrsamkeit machen allein nichts aus, doch wissen Seminardirektoren von vielen Fällen zu erzählen, wo wenig begabte Mädchen durch den Starrsinn oder die Eitelkeit ihrer Eltern um ihr Lebensglück gebracht wurden.

Aehnliches kann man auf allen Gebieten weiblicher Erwerbsthätigkeit beobachten. Unbedingt bedarf die allgemeine Gewissenhaftigkeit in Bezug auf diese Frage noch dringend der Verschärfung bei Eltern und Töchtern. Denn übertriebener Ehrgeiz und allzu sorglose Vernachlässigung rächen sich gleich schwer: nur in einem Beruf, für den die geistigen und körperlichen Kräfte reichen und regelrecht geschult sind, kann sich die Alleinstehende glücklich fühlen. H v U.

Bücherschau.

„Lilienzauber." Von Maria Janitschek Leipzig, Max Spohr. 2 M. — Drei seltsame Geschichten — Dichtungen in Prosa! Ein Schimmer goldener Romantik liegt über den mit wuchtiger Realistik gezeichneten Handlungen, und lange noch folgen dem Leser die eindrucksreichen Gestalten nach. Die Titelnovelle, obwohl feindurchdacht, bewegt sich zum Schluß an den Grenzen der Wirklichkeit. Prächtig dagegen sind „In elfter Stunde" und „Königin Judith", eine Apotheose weiblicher Würde ohnegleichen, die um so tiefer wirkt, als sie in einem ergreifenden Mollakkord ausklingt. Eine glühende Phantasie steht der Verfasserin zu Gebote. Sie führt uns mitunter in eine ossianische Traumwelt und zeichnet dennoch Gestalten, die mit dem Schauder der Wirklichkeit ergreifen. Zu der schönen Gabe, plastisch zu gestalten, tritt eine hohe Vollendung in der Seelenanalyse und eine geistreich nuancierte Charakterzeichnung: Vorzüge, die Maria Janitschek auffallend von dem Gros schriftstellernder Damen unterscheiden, die heute noch mit leichtem Ballast auf einer seichten Modeströmung einhersegeln.

„Litteratur und Theater." Von Maximilian Harden. Berlin, Freund u. Jeckel. 3 M. — Der bekannte Feuilletonist bietet in dem vorliegenden Sammelbuch eine Reihe litterarischer Essays. Sie sind sämtlich um das Jahr 1890 entstanden, in einer Zeit hitziger, litterarischer Kämpfe, aus einer Zeitstimmung, die für das einigermaßen verrohte Theater mit der erwachenden Litteratur wieder eine Verbindung suchte. Besonders wertvoll und lehrreich zum Verständnis des „Zauberers von Skien" ist der Aufsatz über Ibsen, dessen Entwicklungsgang uns Harden in den verschiedenen dramatischen Dichtungen des großen Skandinaviers klar und anschaulich darlegt. Nicht minder fein sind seine Bemerkungen über Strindberg, Tolstoi, Maupassant und Lemaître. Von den deutschen Dichtern empfangen Keller, Fontane und Heyse eine pietätvolle Würdigung, während er sich mit den werdenden Dichtern der jüngeren Generation nicht befaßt. Die geistreichen Skizzen haben auch heute noch aktuelles Interesse und werden ein dankbares Publikum finden.

Von „Meyers Konversations-Lexikon" liegt der 14. Band der neuen, fünften Auflage vor. Die bekannte Gründlichkeit in der Behandlung geschichtlich-geographischer Themen zeigt sich auch in dem neuen Bande. Hervorragend sind ferner die litterarhistorischen Arbeiten über polnische und russische Litteratur, die die Entwicklung des geistigen Lebens jener Nationen mit voller Klarheit zeichnen. Von gleichem Interesse sind die Artikel über Presse und Roman und die lehrreichen populärwissenschaftlichen Abhandlungen über Rechtswissenschaft, Röntgenstrahlen u. s. w. Die illustrative Ausstattung des neuen Bandes ist in jeder Beziehung wieder mustergiltig, sowohl was die Planmäßigkeit in der Verwendung des Anschauungsmaterials, als auch was die Ausführung der Bilder selber betrifft. Man erkennt, daß neben der erheblichen Vermehrung und auch teilweisen Verbesserung der Textillustrationen zahlreiche Textkarten aus der letzten Auflage durch neuere und bessere ersetzt worden sind. Von überraschender Wirkung sind ihrer Farbenpracht wegen u. a. die Artikel „Raubvögel" und „Reiterei".

„Die Krankenpflege im Hause." Von Dr. P. Wagner. Leipzig, J. J. Weber. 3,50 M. — Das Büchlein schildert gebildeten Laien die Grundzüge der häuslichen Krankenpflege.

Feine Vorgerichte.

Nachdruck verboten.

Italienische Austern. Frische Austern löst man aus den Schalen, trennt die Bärte ab, rührt Butter mit Citronensaft dickflüssig, beträufelt damit die Austern, streut Pfeffer darüber, besiebt sie dick mit geriebenem Parmesankäse und stellt sie nun so lange in einen heißen Ofen, bis der Käseüberzug geschmolzen und goldbraun geworden ist. Als Abwechslung der frischen Austern sehr zu empfehlen.

Austernpastetchen. Aus gutem Blätterteig bäckt man zuerst kleine Blindpastetchen mit Deckeln, die man etwas auskühlen läßt, worauf man die Deckel abnimmt, die Erbsen, mit denen beim Backen die Pastetchen gefüllt wurden, herausschüttet und nun die Pastetchen heiß stellt. Für zwölf Pasteten nimmt man 48 Austern, löst sie aus den Schalen, entfernt die Bärte und legt sie mit zwei Löffeln geschmolzener Butter, dem Saft einer Citrone und einem Glas guten Rheinwein in eine Kasserolle und stellt sie so lange aufs Feuer, bis die Austern heiß geworden sind, sie dürfen nicht kochen, sondern müssen innen noch roh sein. Die heißen Austern werden nun rasch auf ein Sieb geschüttet, der Fond mit einer hellen Mehlschwitze schnell sämig gekocht und mit drei Eigelb und einem Löffel Wein legiert. Die dicke Sauce wird über die Austern passiert und diese jetzt sofort in die heißen Pastetchen gefüllt, die sogleich aufgetragen werden müssen.

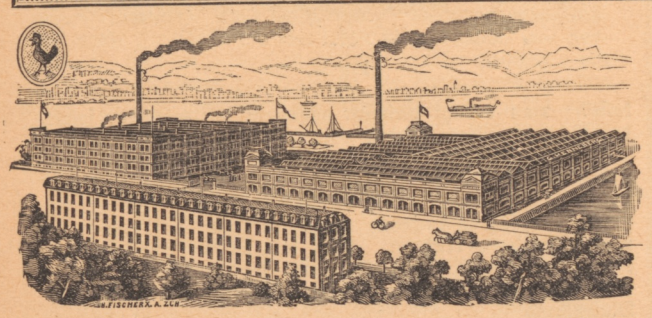
Kalbsmilch auf Wiener Art. Zwei recht große, gewässerte und blanchierte Kalbsmilche häutet man sauber und kocht sie in fetter Fleischbrühe mit Wurzel- und Zwiebelscheiben zehn Minuten, worauf man sie in ihrer Brühe erkalten läßt. Man schneidet sie in ziemlich dicke Scheiben, mariniert diese einige Stunden in Olivenöl, Citronensaft, Salz, Pfeffer, Zwiebelscheiben und Petersilie und trocknet sie dann ab. Man taucht die Kalbsmilchscheiben in einen Ausbacketeig, bäckt sie in Schmelzbutter goldgelb, häuft sie bergförmig auf eine Schüssel und garniert sie mit ausgebackener, krauser Petersilie. Gute Jüs aus Fleischextrakt, die man mit Citronensaft etwas schärft, reicht man nebenher. Dies Vorgericht ist leicht und bekömmlich und besonders als Eingang zu einem größeren Diner zu empfehlen.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Der Insertionspreis beträgt M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. W. pro Nonpareille-Zeile.

Anzeigen.

Alleinige Annoncen-Annahme Rudolf Mosse, Berlin S.W. und dessen Filialen.



Verfälschte Seide!

Man verbrenne ein Müsterchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort (namentlich glimmen die „Schußfäden" weiter, wenn sehr mit Farbstoff erschwert) und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht. Die **Seiden-Fabriken** von **G. Henneberg** (K. u. K. Hofl.), **Zürich** versenden gern **Muster** von ihren echten Seidenstoffen an jedermann und liefern einzelne Roben und ganze Stücke **porto- und steuerfrei** ins Haus.

Seiden-Fabriken G. Henneberg (k. u. k. Hofl.) **Zürich.**

Schutz-Marke. SENKING HERD GOLDES WERT!

SENKING-HERDE

Koch-, Brat- und Back-Apparate für Kohlen, Gas oder Dampf sind

unübertroffen

in Construction (eig. Patente), Material u. Ausführung. Die kleinsten bis zu den grössten Apparaten bewähren sich in den Kaiserl. u. ander. Hofküchen, in Kasernen u. Anstalten, Hotels, Restaurants u. in mehreren

100 000 Haushaltungen.

Kataloge franco zur Einsicht.

Hildesheimer Sparherd-Fabrik

A. Senking, Hildesheim,

Hoflief. Sr. Maj. des Kaisers.

Musterlager auch Berlin W., Mohrenstr. 21.

100 seltene Briefmarken!

v. Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaic., Java, Lomb., Luxemb. Mexico, Monac., Natal, Pers., Peru, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei etc. — alle verschieden — garant. ächt — **nur 2 Mk.!!** Portoextra. Preisliste gratis. **E. Hayn,** Naumburg (Saale).

Das beste Kleid

— elegant und dauerhaft zugleich — ist aus echten, reinwollenen **Damen-Loden.**

Die Firma

Fritz Schulze

königl. bayer. Hoflieferant

Loden-Spezial-Geschäft

München

versendet auf Wunsch **Preiscourant u. Muster** gratis u. franco.

Schepeler's Thee

	per ½ Kilo	Bei franco Postsendung von 2½ Kilo incl. Verpackung 1 Zone	2-5 Zone
Haushaltungs-Thee	2.50	12.75	13 —
Familien-Thee	3 —	15.25	15.50
Frühstücks-Thee	3.50	17.75	18 —
Gesellschafts-Thee	4 —	20 —	20 —
Club-Thee	4.50	22.50	22.50
Nectar-Thee	5 —	25 —	25 —
Five o'clock-tea	5.50	27.50	27.50
Non plus ultra	6.50	32.50	32.50
Karawanen-Thee	7 —	35 —	35 —
Kien-Long	10 —	50 —	50 —

GEORG SCHEPELER, THEE-IMPORT, FRANKFURT A. M.

GAEDKE's CACAO

Anerkannt vorzügliche Marke.

4 Qualitäten in Original-Packungen

3 Kronen	2 Kronen	1 Krone	Haushalt
Mk. 2.80,	Mk. 2.40,	Mk. 2.—,	Mk. 1.60

per ½ Kilo-Packung.

Ueberall käuflich.

Fabrikant: P. W. Gaedke, Hamburg.

Grosse Berliner Schneider-Akademie,

System Kuhn, seit 1880 im Rothen Schloss, befindet sich **vom 1. September 1896 an** in den mit allem Comfort der Neuzeit ausgestatteten Prachträumen des **Hohenzollernhauses Berlin W., Leipziger Strasse 117/118.**

Prospekte gratis.

Beignets à la Mogador. Recht frisches, festes Ochsenmark wässert man, daß es weiß wird, kocht es rasch einige Augenblicke in mit Essig und Salz vermischtem Wasser und läßt es auskühlen. Man schneidet es nun in dicke Scheiben, bestreut diese mit Salz und Pfeffer und zieht sie darauf durch eine dicke, braune Kraftsauce, um sie alsdann in gewiegten Trüffeln zu wälzen. Zuletzt zieht man diese neuen Beignets rasch durch einen guten Ausbacketeig und bäckt sie in Backfett goldbraun.

Englische Schinkenschnittchen. Dies Vorgericht ist einfach und dabei sehr wohlschmeckend, kann rasch hergestellt werden und ist besonders da zu empfehlen, wo es gilt, rasch ein Mittags- oder Abendmahl zu vergrößern. Man schneidet etwa ½ cm dicke Brotschnitten von viereckiger Form, röstet sie rasch in Butter auf einer Seite, legt auf die ungeröstete Seite eine passende Scheibe rohen Schinken, bestreut diesen mit etwas Pfeffer und geriebenem Käse und bäckt nun die Schnittchen rasch im heißen Ofen, bis sie oben Farbe angenommen haben. Der Schinken darf nur durch und durch heiß, nicht durch zu langes Backen zähe und trocken sein.

Gemüsechartreuse. Man schält weiße Rüben, sticht sie zu gleichmäßigen Scheiben aus, blanchiert sie und bürstet und schält große Trüffeln, die ebenso wie die Rüben ausgestochen werden. Die Rübenscheiben werden in kräftiger Bouillon, die Trüffelschnitten in Rotwein halb gar gemacht und dann nach gutem Abtropfen und Abtrocknen kleine, glatte Becherformen abwechselnd mit beiden Scheiben dicht ausgelegt. Aus Wildfleisch bereitet man indes mit etwas Portwein, Eigelb, feinen Kräutern, Salz, Gewürz und geweichter Semmel eine Farce. Auch dünstet man zwei frische Gänselebern, die vorher einige Stunden in Milch gewässert haben, gar und schneidet sie in kleine Würfel. Der Fond der Lebern wird entfettet, mit brauner Mehlschwitze, Fleischextrakt, etwas Portwein oder Sherry zur Sauce verkocht und damit die Leberwürfel vermischt. Die ausgelegten Formen werden mit der Wildfarce ringsum behutsam bestrichen, dann die Mitte mit dem Gänseleberragout gefüllt und die Oeffnung mit Farce geschlossen. Im Wasserbade werden die Chartreuses eine halbe Stunde im Ofen gekocht, dann gestürzt und mit Madeirasauce serviert. Für ein Feinschmeckerdiner zu empfehlen.

Schottische Törtchen. Von gebratenen Geflügelresten, die man fein wiegt und durch ein Drahtsieb streicht, bereitet man mit Eiern, gewiegten Trüffelabgängen, Sahne, Gewürz und Semmel eine feine Farce. Kleine Tortenformen streicht man gut aus, legt auf ihren Boden eine große Trüffelscheibe, darauf eine Scheibe Gänseleber und füllt darauf die Förmchen mit der Geflügelfarce, um sie im Ofen zu backen. Indes hat man die Gerippe des Geflügels mit etwas frischem Kalbfleisch ausgekocht und durchgeseiht. Von der Brühe bereitet man mit hellem Buttermehl eine sämige Sauce, die man mit gewiegten Champignons versetzt, mit Pfeffer würzt und mit einigen Eigelb legiert. Die fertigen Törtchen stürzt man nebeneinander auf eine vertiefte Schüssel und übergießt sie mit der Sauce.

Timbal nach Peter I. Zu diesem feinen Gericht bereitet man eine helle und kräftige Fleischsulz, die man klärt, sodaß sie krystallklar wird. Eine glatte Scharlotteform wird in Eis gegraben und, wenn sie recht kalt geworden ist, am Boden und an den Seitenwänden fingerdick mit der Fleischgallert ausgegossen. Dann legt man Boden und Wände mit ausgestochenen Austern gleichmäßig aus, füllt flüssige, aber bereits kalte Fleischsulz darüber und läßt diese erstarren. Die Mitte wird nun mit Kaviar ausgefüllt und obenauf der letzte Rest der Fleischgallert gegossen. Man läßt die Form bis vor dem Anrichten in Eis, taucht sie einen Moment in heißes Wasser und stürzt die Speise rasch auf eine Krystallplatte.

Trüffeln auf Lucullus-Art. Man braucht dazu recht große Trüffeln, die man schält, etwas aushöhlt und in Wein und kräftiger Fleischbrühe gar macht. Indes hat man eine schöne, gewässerte Gänseleber gar gedünstet, wiegt sie, mischt sie mit den gehackten Trüffelabfällen, etwas Madeira, Cayenne und Salz und mengt wenig braune Kraftsauce darunter. Der Leberbrei wird heiß gerührt, rasch in die abgetropften, fertigen Trüffeln gefüllt, und diese werden auf gebrochener Serviette angerichtet.

Kaviarsalat. ¼ kg bester Kaviar wird in eine Porzellanschale gethan und mit einer Reibekeule so lange verrieben, bis man eine gleichmäßige, grauweiße Masse hat, die man durch ein Haarsieb streicht. Man giebt drei Löffel feinstes Olivenöl, den Saft von zwei Citronen und drei geriebene Schalotten zu der Masse, sowie einen Löffel dicke, süße Sahne, sodaß man eine dicke Sauce erhält. Acht hartgekochte Eier, zarte Geflügelbratenreste und zwei gedämpfte, erkaltete Kalbsmilche schneidet man in Streifen, giebt dies in eine Krystallschüssel und füllt die Sauce darüber. Man stellt den Salat drei Stunden kalt und serviert ihn dann mit Semmelcroutons oder noch besser mit Blini, zu denen in Nr. 2 des „Bazar", S. 22, bei den russischen Nationalspeisen eine Vorschrift zu finden ist. Dieser Kaviarsalat ist in der That eines der feinsten kalten Vorgerichte. E. H.

Logogriph.

Wer als das Rätselwort sich brav erwies,
Und wacker führte Bogen, Schwert und Spieß,
Wer nie gezagt im Schlachtenungewitter,
Ward Schutz der Schwachen und ein tapfrer Ritter.
Hat man dem Rätselwort geraubt den Fuß,
Genommen ihm ein winzig „e" am Schluß,
So zeigt sich's fern von Reichtum oder Fülle,
Es kündet Not und mangelhafte Hülle.
Auch ist's ein edler Dichter, wohlbekannt
Und allbeliebt im deutschen Vaterland.

Füllrätsel.

	S	M	U	O	
S					e
M					n
U					e
O					e
	e	n	e	e	

Die 16 leeren Felder der Figur sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die vier wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bekannte Namen von je sechs Buchstaben ergeben.

Die vier Reihen — aber in anderer Folge — bezeichnen: 1. einen preußischen Regierungsbezirk, 2. eine Stadt in Dänemark, 3. einen deutschen Schriftsteller unserer Zeit, 4. eine Oper.

Zerlegaufgabe.

Aus den Teilen der nebenstehenden Figur sollen zwei gleiche Quadrate gebildet werden.

Englisches Logogriph. (Einsilbig.)

With „r" it is seen in the mountains high,
If hid in the sea, oh, do not come nigh!
With „l" it is fixed to your doar and gate;
On the river we'll pass it, my jolly mate.
With „s" yourself the knitted things wear;
With a „d" our ships all come from there.
With „m" I pray ne'er do it at me,
Or no further riddles from me you will see.

Auflösung des Unterhaltungsaufgabe Seite 71.

KronlEuchter
UebeMjicht
LebeMsart
WachStum
HjsTorie
UeberMütig
GewOgen
THEODOR KÖRNER
GedJcht
BlüTen
UngeZogen
EinsAmkeit
AusRede
FliegeNwedel
FelDherr
FehlTritt.

Auflösung des Rätseldistichons Seite 71.

Hamlet — Hammer.

Auflösung der französischen zweisilbigen Scharade Seite 71.

Bonjour (Bon, jour).

Briefkasten.

Anonyme Anfragen bleiben unbeantwortet. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Abonnementsquittung für das laufende Quartal enthalten.

Frau Prof. **M.** in **Breslau.** Der leidige Wettbewerb, der in Deutschland in jüngster Zeit allerlei Gratisangebote von Büchern oder Waren hervorgerufen hat — ein Verfahren, das meist nur die Zuflucht im Niedergang begriffener Blätter bildet, zu dem ein wirklich vornehmes Journal sich jedoch niemals hergeben würde — treibt auch außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle die sonderbarsten und wildesten Blüten. So bietet, um nur des befreundeten transalpinischen Volkes zu gedenken, die „Nazione" in Florenz den Ganzjahrabonnenten für 20 Lire eine Salon- oder Remontoiruhr, der römische „Messagero" einen eigens angefertigten Messageroregenschirm, der Genueser „Caffaro" läßt die Wahl zwischen einer Büchersammlung, einem Regenschirm, einem Muff, sechs Photographien, einer Pendule und zwei Flaschen Cognak. Die „Gazetta di Venezia" verspricht Operngläs, Tintenfaß oder Lederportefeuille neben einem halben Dutzend litterarischer Prämien. Wer gar die illustrierte „Tribuna" bezieht, kann in einer Privatlotterie ein ganzes Pferd samt Luxuswagen dahinter gewinnen!

E. F. in **Berlin.** Im Hinblick auf die bevorstehende Einführung der Frauen in die öffentliche städtische Armenpflege Berlins hat Frau Jeanette Schwerin (SO. Schmidtstr. 29) ihren bereits im vorigen Jahre eingerichteten Kursus über Armenpflege wieder aufgenommen. Teilnehmerkarten werden unentgeltlich im Langenbeckhause (Ziegelstr. 10/11, Hof II) ausgegeben.

M. W. in **Bonn.** Von dem Umfange der Garderobe des Kaisers Wilhelm II. machen Sie sich wohl keine richtige Vorstellung. Sie brauchen nur daran zu denken, daß der Kaiser nach den Aufzählungen der „Allg. Militärztg." die Uniformen sämtlicher Regimenter der preußischen Armee besitzt, daß zu diesen Uniformen die passenden Mützen, Helme, Tschakos, Bärenmützen, Tschaplas, Achselstücke, Epauletten, Säbel und Kürasse vorhanden sein müssen, daß es sich um Uniformen der Infanterie, Artillerie, von Husaren, Ulanen, Dragonern, Kürassieren, um die Uniformen der gesamten Garde aller Waffengattungen, endlich um die Uniformen der Marine handelt. Der Kaiser ist aber auch Inhaber von bayerischen, sächsischen, württembergischen und hessischen Regimentern und besitzt von diesen natürlich ebenfalls die passenden Uniformen mit allem Zubehör. Er ist endlich Inhaber von Infanterie- und Kavallerieregimentern in Oesterreich, Rußland, Schweden, England, Italien u. s. w., Admiral der englischen und schwedischen Flotte, und für jedes Regiment, dessen Chef der Kaiser ist oder bei dem er à la suite geführt wird, hat er natürlich die bezügliche Uniform. Dazu kommen die Jagdanzüge des Kaisers, die Jagduniformen, die er für sich und die Hofgesellschaft eingeführt hat, die Uniformen der englischen und deutschen Jachtklubs, denen der Kaiser angehört, Civilkleidungen für Sommer und Winter, Sportkostüme für das Lawn Tennis-Spiel u. dergl. Zu allen diesen Anzügen kommen schließlich noch die passenden Hüte, Handschuhe, Schlipse und Stöcke, sodann die Leibwäsche, die Kästen voll Busennadeln, Fingerringe, Manschettenknöpfe u. s. w.

E. v. B. in **Leipzig.** Wir können Sie z. B. auf die mechanische Stickereiindustrie in Plauen i. V. verweisen, die seit Erfindung der Tüll- und Luftspitzen einen bedeutenden Aufschwung genommen hat.

K. S. in **Chicago.** Die Ausdünstungen der Käfige unsrer Zimmervögel können selbst bei häufigstem Reinigen unangenehm werden. Aber man kann dem üblen Geruche der Vogelkäfige leicht vorbeugen, indem man unter die Sandschicht eine Lage gemahlenen Gips streut, wie er in jeder Droguenhandlung für wenig Pfennige zu haben ist. Dr. H.

W. S. in **Köln.** Ueber die praktische und wirksame Ausstattung von Anzeigen unterrichtet Sie der bekannte, soeben für 1897 erschienene Zeitungskatalog und Insertionskalender der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, der an die Kunden des Hauses versandt wird. Auf dem Gebiete des Ankündigungswesens dürfte dieser bewährte Mentor kaum die Antwort auf eine Frage schuldig bleiben.

Gilda v. R. in **Stettin.** Der größte Blumenluxus dürfte doch wohl in Paris betrieben werden, wo in den Gemächern der oberen Zehntausend wahre Blumenbeete die Illusion des Frühlings heraufbeschwören. Man ist bei den Blumenhändlern abonniert, von 50 Franken monatlich bis in die Tausende hinauf. Es ist stadtbekannt, daß ein Finanzier mit einem bekannten Namen seinem Blumenhändler einen monatlichen Abonnementspreis von 4000 Franken zahlt.

Frau **v. M.** in **Königsberg.** Aus Petroleumflaschen läßt sich der Geruch vollständig beseitigen, wenn man sie mit heißer Sodalauge und nach dem Ausspülen mit Salpetersäure reinigt. Zuletzt sind die Flaschen mit etwas Spiritus zu spülen.

O. v. G. in **Wien.** Hellseidene Ballkleider und Ballschuhe, die schon nach einmaligem Gebrauch oft einen schmutzigen Rand zeigen, der das ganze Kleidungsstück unbrauchbar machen kann, lassen sich durch Spiritus leicht wieder reinigen, vorausgesetzt, daß die Farbe der Stoffe echt ist. Man gießt in diesem Falle reichlich Spiritus auf den Fleck und reibt diesen mit einem reinen, weißen Flanellläppchen aus.

Frau **P. Sz.** in **Krakau.** Wenden Sie sich an einen Arzt. In der That sind in vielen Fällen Schlaflosigkeit, Erregtheit, konvulsivische Zuckungen und selbst Krämpfe der Säuglinge auf den gewohnheitsmäßigen Genuß alkoholartiger Getränke seitens der Ammen zurückzuführen.

A. B. in **Augsburg.** Schwarze Griffe von Messern und Gabeln, die ihre Farbe durch den Gebrauch teilweise verloren haben, lassen sich wieder auffrischen, indem man sie mit Eisenvitriollösung und nach deren Eintrocknen mit Gerbsäurelösung oder Galläpfelabkochung bestreicht. Nach völligem Trocknen werden sie mit Papier abgerieben, bis sie nicht mehr abfärben.

Schwarze Seidenstoffe

sowie weisse und farbige jeder Art zu wirkl. Fabrikpreisen unter Garantie für Aechtheit und Haltbarkeit von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- und zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende von Anerkennungsschreiben. Muster franco. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**

Königl. Hoflieferanten.

Solide Seidenstoffe.

Engros, Export robenweise, Muster umgehend (zollfreie Spedition).
Spezialitäten für Ball-, Braut- und Gesellschaftstoiletten, grösste Variationen in Neuheiten.
J. Spoerri, Zürich (ältestes Seidenhaus der Schweiz).

Negergarn

ist das beste baumwollene Strickgarn, wird aus dem edelsten Material hergestellt und in allen Farben echt geliefert.

Neger-Estremadura **Neger-Doppelgarn**

ist in allen besseren Geschäften zu haben.
Man verlange nur Negergarn oder Strümpfe mit dem Negergarn-Etiquett.

Diamantschwarz **Lederfarben**

absolut echt und **nicht gesundheitsschädlich.**

Socken und Strümpfe

direkt ohne Zwischenhandel aus eigener Strickerei.

Chemnitzer Strumpfwaaren, vortheilhaftester Bezug.
Damen- und Kinderstrümpfe, Hermsdorfschwarz und lederfarbig.
Eskimo-Socken gegen kalte Füße.
Congo-Socken gegen Schweißfüße.
Congo-Hemden, -Hosen und -Jacken, nicht eingehend.
Versand gegen Nachnahme, Bedienung streng reell.

M. V. Jaeger, Chemnitz.
Versand-Gesch. „Jägerhaus", gegr. 1861.

MIGRÄNIN

In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme Dosirung: Migränin-Tabletten à 1,1 Gr. in Flaçons à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch **Farbwerke. Höchst** a. M., Deutschland.

Tannoform-Streupulver und -Salbe.

(Patentirt.)

Bestes Mittel **gegen übermässiges und krankhaftes Schwitzen an den Füssen, unter den Armen u. s. w.,** zerstört den lästigen Geruch und macht das Tragen von Schweissblättern unnöthig. Tannoform ist geruchlos; seine Anwendung ist vollkommen ungefährlich und von ärztlichen Autoritäten empfohlen; einfaches Einpudern genügt.

Zu beziehen durch alle Drogenhandlungen und Apotheken oder direkt durch **E. Merck's Apotheke, Darmstadt.**

KOCH-studien in der Musterküche.

für 8 Damen — Musikalische Küchenscene mit parodist. Gesängen. — Klavier-Auszug mit Text 3 Mark.

Eduard Bloch, Verlag, Berlin C. 2.

Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige **Diachylon-Pflaster** fein vertheilt in Puder — eine bisher nicht dagewesene Form — unter Beimischung **von Borsäure. Unübertroffen als Einstreumittel für kleine Kinder,** gegen Wundlaufen der Füsse, übelriechenden Schweiss, Entzündung und Röthung der Haut etc.

Herr **Dr. Vömel,** Chefarzt an der hiesigen Entbindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders: „Der in der **Fabrik pharmaceutischer Präparate** von Herrn **Karl Engelhard** dargestellte **antiseptische Diachylon-Wund-Puder** wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschliesslich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor anderen, dass er nicht so stark stäubt, den Athmungsorganen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wundsein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich geworden; in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweissfüssen und Wundlaufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortrefflich. Auch andere Collegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen."

Zu beziehen durch die Apotheken.

Frankfurt a. M. Rosenapotheke. **Karl Engelhard,** Fabrik pharmaceutischer Präparate.

Wichtig für Damenschneider und Modistinnen.

Wenn Sie Jaquets, Kragen und Regenmäntel nach Maass anfertigen, müssen Sie meine **Mustercollection von Damenmantelstoffen** benutzen. Dieselbe enthält das Neueste in schwarzen Umhangstoffen jeder Art, auch Etamines, Crêpons und Seidenripse, eine grosse Auswahl von hellen und dunkeln Tuchstoffen, Diagonals, Covert-Coats und Regenmantelstoffen; ferner Lodenstoffe für Costumes, wollene und seidene Staubmantelstoffe, sowie Bezugstoffe für Abendmäntel und Pelze.

Diese Mustercollection, welcher auch die neuesten Modebilder beiliegen, erhalten Sie umsonst und franco zum Auslegen in Ihrem Atelier.

Auch Private erhalten eine Auswahlsendung von Mustern, doch bitte dann um recht genaue Angabe des Gewünschten

Siegmund Mendelssohn,
Lager moderner Damenmantelstoffe
Berlin C., Stralauer-Str. 12.

Vortheilhafteste Verwerthung
alter Wollsachen.
6 m Damenloden,
90 Ctm. breit, liefere für **Mk. 2,40**
u. Zugabe alter **Wollsachen** oder: Stoff zu
1 Herrenanzug für **Mk. 4,20.**
Ferner: Kleider-, Unterrock-, Wasch- und Baumwollenstoffe, Handtücher, Damentuche, Flanelle, Decken, Teppiche, Portieren, Wolle; **Herrenstoffe** als: Kammgarn, Cheviot, Buckskin 2c. Näheres durch Prospekt.
Muster sendet franko.
R. Eichmann, Abth. 153, Ballenstedt.
Vertreterin an allen Orten gesucht.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Catarrh. Husten

Emser Pastillen

gewonnen aus den Salzen der König Wilhelms Felsenquellen

BAD EMS

Die Administration der Felsenquellen

QUELLEN-EMS ADMINISTRATION

Heiserkeit Verschleimung

„Jede Schachtel der aus den Salzen der **König Wilhelms-Felsenquellen** bereiteten **echten Emser Pastillen** ist mit einer Plombe versehen. Man verlange daher stets **„Emser Pastillen mit Plombe!“**

Nur echt mit Marke **„Pfeilring“.**

LANOLIN Toilette-Cream LANOLIN

Marke Pfeilring

In den Apotheken und Drogerien.

In Dosen à 10, 20 u. 60 Pf., in Tuben à 40 u. 80 Pf.

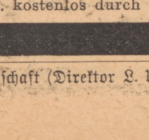
Unübertroffen als Schönheitsmittel und zur Hautpflege.

Gütermann & Co., Waldkirch-Gutach, Baden

Schappe-Nähseide-Fabriken.

Neueste Aufmachungen:

Reform-Seide



Peloton-Seide

Ideal- u. Juno-Seide.

Papierspulen mit gemusterter **Kreuzwickelung**, Vervollkommnung für den Gebrauch der anerkannt **besten** Schappe-Nähseide, Knopflochseide und Maschinenseide, **geschmackvoll, billig, leicht** und **praktisch, nur eine Qualität, — die beste, —** auch in Strangen, auf Holzrollen, Kärtchen etc.

Zu beziehen durch alle besseren einschlägigen Engros- und Detailgeschäfte.

Blooker's holländ. CACAO unbedingt der feinste.

Ein Tropfen

auf's Taschentuch genügt, um demselben tagelang den feinsten natürlichen Wohlgeruch des frisch gepflückten

Rhein-Veilchens

zu geben.

Allein ächt hergestellt von

FERD. MÜLHENS

Glockengasse Nr. 4711 in Köln a. Rh.

in allen feineren Parfümerie-Geschäften zu haben.

Seidenstoffe *für Strassen-, Gesellschafts-, Ball- u. Braut-Toiletten.*

Anerkannt gute Qualitäten. — Muster versendet franco.

M. M. Catz, Crefeld

Gegründet 1846. *Seiden- u. Sammtmanufactur.*

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.

Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Van Houten's Cacao

Ein nahrhaftes, erfrischendes und leicht verdauliches Getränk, im Gegensatze zu Kaffee und Thee, welche oft nachtheilige Wirkungen hinterlassen und keinen Nährstoff enthalten.

Antiquitäten und Münzen verkauft an diesbezügliche Liebhaber und Selbstkäufer **Felix Walter, Westend** bei Charlottenburg bei Berlin, Ahorn-Allee 33, Eingang: Platanen-Allee 2.

Vorwerk's Velours-Kleiderschutzborde.

Unverwüstlich. Als beste längst bewährt. Man hüte sich vor minderwerthigen Nachahmungen und achte sowohl beim Einkauf im Laden als auch am fertig bezogenen Kleide darauf, dass die Borde deutlich den aufgedruckten Namen des Erfinders

VORWERK

trägt. Auch kaufe man die bekannten **rundgewebten Kleidergurte und Kragen- u. Gürteleinlagen** nur in der Verpackung, welcher der Name des Erfinders Vorwerk aufgedruckt ist.

Dr. Emmerich's Heilanstalt

für **Nerven-** und **Morphium-** und dergl. **Kranke**

Entziehungskuren ohne Qualen

Baden-Baden.

(Prospecte.) Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin.

Dirig. Arzt: **Dr. Emmerich.** II. Arzt: **Dr. Hörsen.**

In Berlin 1896 prämiirt wurden

Leichner's Fettpuder

Leichner's Hermelinpuder und **Aspasiapuder**

sind die besten unschädlichen Gesichtspuder, geben der Haut einen zarten, rosigen, jugendfrischen Ton. Man merkt nicht, dass man gepudert ist.

Zu haben in der Fabrik **BERLIN, Schützenstrasse 31** und in allen Parfümerien.

Man verlange stets: **Leichner'sche Waaren!**

Schwarze Kleiderstoffe

enorme Muster-Auswahl reine Wolle

von 60 Pfennig an.

Aufträge von 15 Mark an frei.

Proben und Kataloge frei.

J. W. Sältzer, Hannover.

Leicht löslich — rein — wohlschmeckend u. gesund.

Cacao.

Moser-Roth Stuttgart.

Chocolade.

Vereinigte Fabriken: E. O. Moser & Cie. u. Wilh. Roth jr.

Verkaufsstellen sind durch Plakate ersichtlich.

F. A. Seiler, Dessau

sendet an **Kleidermacherinnen gratis und franco ein Maßbuch für 1897** mit vielen Modefiguren u. belehrendem Text. Man wolle das Maßbuch per Postkarte verlangen.

Was ist Omnicolor?

Ein billiger, rasch, mühelos, sowie unbedingt **waschecht** färbender, in all. modernen Farben erhältlicher Färbestoff (ohne die Hände zu beschmutzen). Zu haben à **35 Pfg.** in allen Apotheken und Drogengeschäften,

Chemische Fabrik Baumann, Cassel.

D. Neuschäfer's **Wein-Essig-Essenz.**

Anerkannt feinste Marke.

Preis M. **1.**— pr. Flasche.

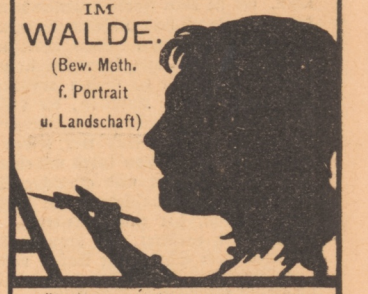
Eine Flasche giebt **5 Liter** starken **Einmach-Essig** (welcher nie verderben kann) oder **10 Liter** wohlschmeck. **Speise-Essig.**

Zu beziehen durch Apotheken, Droguen- und Colonialw.-Geschäfte oder in Postkisten von 5 Fl zu M. **5.**— franco gegen Nachnahme direct von

D. Neuschäfer, Ludwigshafen a. Rh.

STOCKMEYER DETMOLD. MALERINNENHEIM IM WALDE.

(Bew. Meth. f. Portrait u. Landschaft)



FÜR ENERGISCHE DAMEN.
PROBETAGE GRATIS.
FRÖHLICHE GESELLSCHAFT.
GUTE VERPFLEGUNG.

ODONTA

ZAHN-WASSER zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne.

F. WOLFF & SOHN Hoflieferanten Karlsruhe

Filiale Wien Kölnerhofgasse 6.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

Eisenpulver

Dr. Derrnehl'sches.

Dr. DERRNEHL'S EISENPULVER H.S. SCHUTZ — MARKE

Seit 30 Jahren rühmlich bekannt und beliebt. Schachtel 1,50. Uebliche 3 Sch. 4,25 Mk. Vorräthig in vielen Apotheken. Nur ächt mit Schutzmarke. Hauptniederl. **Königl. Pr. Apotheke zum weissen Schwan, Berlin,** Spandauerstr. 77. **Kein Geheimmittel.**

Haushaltungs-Pensionat Lübben-Spreewald-Schloss

f. Töchter geb. Stände. Sorgfältigste Ausbildg. in Küche, Haush., Handarbeit, gesellsch. Formen, Musik, Malen u. s. w. Engl. u. Franz. im Hause. Schönste landschaftl. Lage, hohe geräumige Wohn- u. Schlafzimmer, vorzügliche Verpflegung. Preis 900 *M.* — Bestens empfohlen. — Näheres durch die Vorsteherin **Mathilde Karus.**

Für Kunstfreunde.

Unser neuer, vollständiger, **reichillustrierter Katalog für 1897** über Tausende von Photogravuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pfennig in Postmarken franco zugesandt.

Photographische Gesellschaft, Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

Damenschneiderinnen empfehlen:

Echt Vorwerk-Plüschborte

Stück von 25 Meter 2 Mk. 25 Pf.

Wolff & Cohn, Stettin, Versandgeschäft.

Sämmtliche Artikel zur Damenschneiderei.

Eine Dame sucht

in einer **Familien-Pension I. Ranges ohne gegenseitige Vergütung** sich weitere praktische Kenntnisse zu erwerben. Eventuell spätere Betheiligung. Offerten unter **L. D. 811** an **Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.**

Ein Lebensretter

für Einzelne u. Familien war u. wird **stets** sein das **„Merkbuch f. Kranke u. Gesunde“.** Preis *M.* 3.50. Zu beziehen durch die **Heilstätte Dornhof-Zuzgen,** Aargau, Schweiz.

Gesichtshaare und ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Methode (Schrift v. Dr. Clasen) vers. geg. 145 ₰ **J. Alt,** Buchhdlg., **Frankfurt a. M.**

Briefmarken verkauft **Felix Walter, Westend b. Charlottenburg b. Berlin,** Ahorn-Allee 33, Eingang: Platanen-Allee 2.

E. Neumann & Co. Dresden-N.

Man verlange Preislisten

Fabrik für Cotillon-, Carneval-Artikel und Masken-Costüme.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.